

B. L. franc. pag. 296.

defect.

p o. sau

846.

Florians Novellen.

Titulus doest

Neun Normannen des Ritterthums von St.

Florian. Aus dem Französischen überf.

von Carl Müllner. Carl. 1792.

Wenn ein Schriftsteller das seltne Glück hat, nicht nur der Liebling seiner Landsleute zu werden, sondern wenn er auch den allgemeinen Beifall des Auslandes erhält, so dünkt es mir ein sicheres Zeichen zu seyn, daß seine Werke, — wenn es gleich nicht entschiedene Meisterstücke sind, — doch gewiß deutliche Spuren eines unbezweifelten innern Werths haben müssen.

Der Ritter von St. Florian gehört zu den wenigen neuern Schriftstellern Frankreichs, die sich dieses glücklichen Looses freuen können, und, da vielleicht eine strenge Kritik seinen Schriften

den Ruhm tadelloser Meisterstücke mit Recht verweigern würde, — so verdankt er wohl diesen ungetheilten Beifall der glücklichen Wahl seiner Gegenstände und ihrer geschmackvollen Behandlung.

Dem Schriftsteller geht es wie unserm Frauenzimmer; wer um den Beifall seiner Leser buhlt, verfehlt, wie die Coquette, fast immer sein Ziel; wer sich den Gefühlen seines Herzens ungeschminkt überläßt, erobert, ohne es zu wissen, gleich dem natürlichen Landmädchen, alle Herzen um sich her.

Gerade in diesem seltenen Erguß innerer Empfindungen, dem reinen Ausdruck eines für die Schönheiten der Natur empfänglichen Herzens, besteht der vorzügliche Werth aller Schriften des

Herrn von St. Florian, und auch diese sechs neuen Novellen, von welchen ich eine Verdeutschung für den der Französischen Sprache unkundigen Leser gewagt habe, tragen alle mehr oder minder dieß schöne Gepräge. Alle enthalten entweder interessante Situationen, oder Charactere, oder die gefällige Moral einer wohlwollenden Seele. Alle sind mit Fleiß, Anmuth und Grazie geschrieben, und wohin uns auch der Verfasser durch seine blühende Phantasie versetzt, nach England, Italien, Afrika, Indien oder auf die Alpen, überall begleitet er uns als ein lebenswürdiger Philosoph und als ein gefühlvoller Menschenfreund.

Unstreitig haben diese Neuen Novellen, (was auch der Rezensent der

Allgemeinen Literaturzeitung sagen mag) in mehr denn einer Rücksicht noch Vorzüge vor den ältern. Wider ihre Diction wird gewiß ein unparteiischer Kunstrichter wenig oder gar nichts einzuwenden finden, vielleicht aber mit mehrerem Recht zuweilen gegen die Richtigkeit mancher philosophischen Resultate. Die lebhafteste Phantasie eines dichterischen Kopfes verirrt sich wider ihren Willen bei solcher Gelegenheit auf Extreme, indeß sich allein die kälte oder strenge prüfende Vernunft überzeugen kann, daß die Wahrheit nur in der Mitte liegt.

Berlin den 1. November, 1792.

Karl Müchler.

Inhalt.

Inhalt.

	1.	
Selmurs.		Seite
Englische Novelle.	- . . .	I
	2.	
Selico.		
Afrikanische Novelle.	- . . .	68
	3.	
Claudine.		
Savonische Novelle.	- . . .	98

Inhalt.

	4.	
Zulbar.		Seite
Indianische Novelle.	-	155

	5.	
Camireh.		
Amerikanische Novelle.	-	187

	6.	
Valeria.		
Italiänische Novelle.	-	249

Selmurs.



S e l m u r s.

Englische Novelle.

Es ist doch eine edle und treffliche Nation, die Englische. Schon der mächtige Einfluß, den sie stets auf das Gleichgewicht von Europa gehabt; alles, was sie Großes in der Staatskunst und im Kriege gethan, und ihre erhabnen Entdeckungen in den Wissenschaften würden ihren Ruhm hinlänglich sichern; — hätte sie sich auch nicht den noch weit kostbarern Vorzug zu eigen gemacht, das erste Volk neuerer Zeiten gewesen zu seyn, das die beiden dem Glück der Menschheit unentbehrlichsten Güter besessen: Philosophie und Gesetze. Beides haben die Engländer nicht gemißbraucht, und beides zu mißbrauchen, ist doch so leicht.

Sie besaßen den höchsten Grad der Weisheit; sie wollten nicht plötzlich den Gipfel einer Vollkommenheit erreichen, die nur die Frucht der Erfahrung seyn kann. Sie überzeugten sich früh von der großen Wahrheit, daß die Vernunft, vielleicht selbst alle unsre Tugend, sicher aber das Glück der Menschheit in der großen Kunst besteht: in allen Dingen Maß zu halten; und um ihre Freiheit, — dieß schönste Geschenk der Menschheit hier nieden, — ungekränkt zu erhalten, erweiterten sie diesen erhabnen Begriff, und vereinigten mit ihm strengen Gehorsam gegen die Gesetze, Ehrfurcht für ihre Stellvertreter und Verweser, und fromme Furcht, sie je zu verletzen. Durch diese weise Vereinigung entstand bei ihnen frühzeitig ihr Gemeingeist, diese unerschütterliche Stütze der Freiheit, dieser unversiegbare Urquell, aus dem ewig neue Volksglückseligkeit entspringt.

Bloß durch diesen Gemeingeist wurden die Bewohner jener beiden Inseln, die an

Größe Frankreich weit nachstehen müssen, oft die Beherrscher, oder das Schrecken der Regenten; durch ihn wurden sie oft die Friedensstifter von Europa; durch ihn geleitet, segelte ihre Flotte, als Beherrscherinn des Oceans, nach beiden Indien, um dort Schrecken zu verbreiten und Schätze einzusammeln; durch ihn freut sich ihr glückliches Land, gleich sicher vor feindlichen Einfällen und innern Zerrüttungen, des Friedens und der bildenden Künste; durch ihn sieht es sich in dem Besitz von den Reichthümern unserer Erde; sieht es die Erzeugnisse aller Welttheile in seine Häfen einlaufen.

Sicher ist auch ihre große Meinung von sich selbst, der große Werth, den sie ihrer Nation ausschließlich beilegen, jener Nationalstolz, den man so oft dem Engländer zum Vorwurf gemacht hat und noch macht, die Folge dieses Gemeingeistes.

Der Engländer kennt seinen ganzen Werth, und er macht gegen niemand ein Geheimniß daraus. Er verschließt sein Auge vor den besondern Vorzügen und Verdiensten, die andern Völkern eigenthümlich sind, und diese Kälte gibt seinen Vorzügen einen Anstrich von Stolz, der ihren Glanz in etwas verdunkelt. Ueberdieß ist er gegen den Beifall und die Achtung Andern sehr gleichgültig, und das einzige Mittel, sich noch bei ihm beliebt zu machen, besteht darin, ihm und seiner Nation viel Gewicht zuzutrauen.

Indessen habe ich doch einen Engländer gekannt, der gerade diesen Fehler vermeiden wollte und nun in den entgegengesetzten gefallen war. Bei ihm hatte nicht allein die Meinung und Achtung Andern einen entschiedenen Werth, sondern diese Achtung war selbst Hauptbedürfniß seines Herzens geworden.

Es war ihm nicht genug, gut zu handeln, seine Handlungen mußten auch von der Welt

gebilligt werden; und es war eigentlich Zweck, Wunsch und Richtschnur aller seiner Unternehmungen: daß keine von irgend jemand getadelt werden möchte. Ja, er strebte noch nach höherem Genuß, er wollte für jede Beifall eimernten, er verlangte sogar, der ganzen Welt zu gefallen, und durch diesen Wunsch gab er sein Glück der Willkür aller seiner Nebenmenschen Preis.

Sir Eduard Selmurs, denn so hieß dieser junge Mann, war der letzte Sprößling einer berühmten Familie aus der Grafschaft Middlesex. Er besaß zwar kein Vermögen, aber die Natur hatte ihn für diesen Unfall schadlos gehalten. Er verband mit den Vorzügen eines wohlgebildeten Körpers eine edle Seele, feinen Witz und einen äußerst gefälligen Charakter; überdieß erhielten alle diese guten Eigenschaften noch neuen Glanz durch eine strenge Weisheit. Schon in seinem zehnten Jahre raubte ihm der Tod seine beiden

Ältern. Ein reicher Better von ihm hielt es nun für seine Pflicht, sich der armen Waise anzunehmen; er übernahm Selmur's Erziehung. Der junge Mann endigte seine Schuljahre mit Ruhm, und durch den Einfluß seines Wohlthäters wurde er darauf bei einem Cavallerieregiment angestellt.

Izt trat Selmur's in die große Welt; aber er überlegte es sehr ernst, daß er ohne Vermögen und Familien-Verbindungen sei, und daß er auf nichts rechnen könne, als auf die Unterstützung seines Wohlthäters. „Schwerlich“, dachte er bei sich selbst, „schwerlich wird er mir zwey Fehltritte verzeihen“, er nahm es sich also fest vor, den ersten zu vermeiden, und er hielt Wort. Ungeachtet seiner großen Jugend, ungeachtet der gefährlichen Beispiele, die er täglich vor Augen hatte, wurde er doch durch keine, auch selbst die kleinste, Verirrung je seiner Pflicht ungetreu. Einzig und allein mit seinem Beruf und mit

Erlernung der dazu nöthigen Kenntnisse beschäftigt, stieg er in kurzem zu den höchsten Ehrenstellen, ohne einen andern Fürsprecher zu haben, als seinen Fleiß, seinen Muth und seine Talente. Aber auch ikt ließ er sich nicht einmal durch die Lobsprüche bethören, die ihm selbst seine Neider und Nebenbuhler nicht versagen konnten. Oft sagte er dann lächelnd: „Alle meine geringen Fortschritte danke ich allein meinem Unvermögen, das mich stets verhindert hat, meinen ersten Fehler wieder gut zu machen.“

Sir Edwards einziger Fehler bestand aber in jener Schwachheit, von der ich schon vorher gesprochen habe. Er setzte einen viel zu hohen Werth in der Meinung Andern. Freilich war es eine sehr verzeihliche Schwachheit, weil sie die Quelle vieler Tugenden wurde. Doch, war es Bescheidenheit, war es Stolz? — denn oft sehn sich beide sehr ähnlich, — ihm genügte nie das Bewußtsein

eines guten Gewissens. Eine üble Nachrede, ja selbst nur ein bloßer Zweifel an seiner Rechtschaffenheit und Sittlichkeit würde ihn zum unglücklichsten Menschen gemacht haben. Weil es aber, Trotz des Neides, den er erweckte, doch niemand wagte, seinen guten Ruf anzutasten, — weil er im Gegentheil, eben so geschätzt wurde, als er es verdiente, so kam er endlich auf den Wahn, daß ein guter Ruf von wahrer Tugend unzertrennlich sei. Das Publicum, glaubte er, ist zwar oft strenge, aber immer gerecht; wen es schätzt, der muß gewiß stets Verdienste besitzen, und wen es mit Verachtung brandmarkt, der ist sicher dieser Verachtung werth.

Selmur s brachte den Winter gewöhnlich in London zu. Aber er floh hier die große Welt und ihre rauschenden Zerstreuungen. Er lebte nur für seinen Wohlthäter, für einige Freunde, oder in der Gesellschaft einer jungen Wittwe, bei der er sich durch

eine geringfügige Gefälligkeit Zutritt verschafft hatte. Elise Hartley zeichnete sich durch ihre Schönheit, ihren Verstand und durch tausend andre liebenswürdige Eigenschaften sehr vortheilhaft aus. Kein Wunder, wenn ihr die junge Männerwelt überall huldigte! aber sie gab Sir Edward vor allen den Vorzug. Er besaß alle die Tugenden, die den geheimen Wünschen ihres Herzens entsprechen konnten. Sie sah ihn gern bei sich, von Tage zu Tage schenkte sie ihm mehr Zutrauen und, ohne bestürzt zu werden, bemerkte sie sehr bald, daß sie schon lange einen tiefen und zärtlichen Eindruck auf ihren schüchternen Freund gemacht habe. Selmuers hingegen war mit nichts beschäftigt, als seine Gefühle zu verbergen. Er bethete Miß Hartley an, er konnte sich mit Recht mit der Hoffnung schmeicheln, daß auch sie weit entfernt sei, ihn zu hassen; aber Miß Hartley besaß drei tausend Pfund Sterling jährlicher Einkünfte. Was wäre wohl aus dem armen Sel

murs geworden, wenn ihn die Welt beschuldigen können, daß seine Leidenschaft bei Bewerbung um die Hand einer so reichen Wittwe, ihr großes Vermögen mit in Anschlag gebracht habe?

Miss Hartley war in einen Proceß verwickelt, von dessen Gewinn oder Verlust ein großer Theil ihres Vermögens abhing. Sir Edward wartete mit Ungeduld auf das Endurtheil, fest entschlossen, seine Freundin auf ewig zu fliehn, wenn sie ihn gewinne, im entgegengesetzten Fall aber ihr seine Liebe zu gestehen. Glücklicher Weise verlor sie den Proceß. Selmurs hielt nicht länger an sich, er entdeckte ihr das Geheimniß seines Herzens, er sagte ihr sehr viel von seiner Leidenschaft, aber nicht, was sie nicht schon so gut und besser gewußt hätte, als er selbst; und die lebenswürdige Miß, ganz durchdrungen von dem Werth seiner Delicatesse, lohnte endlich durch ihre freundliche Antwort

zu gleicher Zeit sein voriges Schweigen und jetziges Bekenntniß.

Beide Liebende waren nun von ihrer gegenseitigen Zärtlichkeit überzeugt, und dieß reine Glück ihrer Liebe entschädigte sie für die Geringsfügigkeit ihres Vermögens; sie hatten iht nichts Angelegners zu thun, als den Tag ihrer Verbindung fest zu setzen. Beide waren frei, und durften keine Hindernisse fürchten. Selmurs wollte bloß seinen Better Melfort davon benachrichtigen; es war ja sein alter Wohlthäter, er hatte ihn in London in sein Haus aufgenommen, und ihm immer väterliche Zuneigung bewiesen, ohne ihn im mindesten einzuschränken. Miß Hartley hing von niemand ab; nur aus Freundschaft und einer Art von Ehrfurcht für den ältesten Bruder ihres ersten Mannes, entschloß sie sich, ihn über ihre Veränderung zu Rathe zu ziehen.

Herr Piffl, so hieß ihres verstorbenen Vatters Bruder, war ein ziemlich sonderbarer alter Mann, Selmurß wahrer Antipode. Wenn dieser die Meinung Anderer über alles ehrte und fürchtete, so verachtete jener dagegen jede Meinung, welche nicht die seinige war. Was er einmahl gedacht und gesagt hatte, galt ihm für bewiesene Wahrheit, für Grundsatz, für ein heiliges Gesetz, und er konnte nicht begreifen, warum nicht jeder mann eben so dachte. Hätte der Zufall ihn zum König von England gemacht, so würde er sich treuherziger Weise für einen König von Frankreich gehalten haben, bloß weil er sich in seinem ersten Edicte diesen Titel beigelegt. Mit wahrer Seelenruhe gestand er oft, sich nie geirrt und nie seine Meinung in irgend einer Sache geändert zu haben. Er hatte nun seit siebzig Jahren immer Recht. Außerdem hielt er strenge auf Ehre, war unbestechlich, unbescholten, ein guter Verwandter, ein treuer Freund, aber ein ewiger Rechthaber.

Seine große Kunst, seine Behauptungen zu beweisen, bestand darin, daß er immer sprach; und da seine Brust stark und nicht zu ermüden war, auch diejenigen, die er überzeugen wollte, oft weggingen, ohne ein Wort zu erwiedern, weil sie es am Ende überdrüssig wurden, ihm stillschweigend zu zuhören: so glaubte er steif und fest, sie überzeugt zu haben, und hielt sich für den geschicktesten Disputirmeister von Europa. In seiner Jugend war er verheirathet gewesen, und hatte mit seiner Frau wie ein rechtschaffener Mann gelebt. Nur wollt' er sie durchaus in der Disputirkunst unterrichten, und von dem beständigen Zuhören war die gute Mistreß Pikle stoftaub geworden. Ihr hinterlassner Sohn studirte zu Oxford. Nach des Vaters Willen sollte er nicht eher zurück kommen, als bis er ein und dreißig Jahr alt wäre; und auch dann wollte er noch die Logik mit ihm von vorn anfangen. Bis dahin disputirte er frisch weg, und hielt in London bloß mit

seiner Schwägerinn Umgang, die bei ihm für die vernünftigste Frau in ganz England galt, weil sie seinen vortrefflichen Eigenschaften Gerechtigkeit widerfahren ließ, ihm niemals widersprach und ihn in allen Dingen zu Rathe zog.

Miss Hartley entdeckte ihm ihre Neigung zu Selmur, und ihr Vorhaben, sich mit ihm zu verbinden. Herr Pikle gab seine Einwilligung zu dieser Heirath. „Schon lange,“ sagte er: „schon lange schätze und liebe ich Sir „Eduard. Er ist ein Mann von Ehre und „Verdienst, ob er gleich keinen festen Charakter „hat, sondern zu sehr darnach strebt, zu gefallen, und für die sogenannte Liebenswür- „digkeit nicht jene tiefe Gleichgültigkeit, jene „edle Verachtung zeigt, wodurch sich starke „Seelen vom großen Haufen unterscheiden. „Das wird sich aber hoffentlich noch geben, „wenn wir eine Zeitlang mit einander gelebt „haben. Er hat Grundsätze; das ist die

„Hauptsache. Und wenn er meinem Rathe
 „folgt, geb' ich Ihnen mein Wort, er soll
 „den Beifall der ganzen Welt bald entbeh-
 „ren lernen.“

Die junge Wittwe lächelte, und die Hei-
 rath ward beschlossen. Selmuers, glücklich
 wie ein Fürst, schrieb gleich an seinen Vetter
 Mekelfort, der sich seit sechs Wochen, un-
 gefähr sechzig Englische Meilen von London,
 auf dem Lande aufhielt; aber vier und zwanzig
 Stunden nach Abgang seines Briefes bracht'
 ihm ein Eilbote die an erwartete Nachricht
 von Mekelforts plötzlichem Ableben. Ein
 Schlagfluß hatte ihn in Zeit von zwei Tagen
 weggerafft. Seine Verwandte hatten sich
 unverzüglich auf dem Landsitz eingefunden,
 vor Ungeduld brennend, zu erfahren, wem er
 sein äußerst beträchtliches Vermögen hinter-
 lassen hätte. Man hatte das Testament des
 Verstorbenen in größter Eil geöffnet, und
 alle diese gierigen Seitenverwandten sahen

ist zu ihrem größten Schmerz, daß Vetter
Eduard Selmurs — Universal-Erbe war.

Bei dem Testament lag ein mit verschiede-
nen Siegeln verschlossener Brief zu Sel-
murs eigenhändiger Erbrechung. Die bei
der Entsiegelung gegenwärtige Gerichtsperson
hatte diesen Brief sogleich an Sir Eduard
abgeschickt und eine Abschrift der Verordnung
des Verstorbenen beigelegt. Alle Verwandte
waren viel trauriger von dannen gereiset, als
sie gekommen waren, und bei dem Leichenbes-
gängnisse des Herrn Mekelfort war nie-
mand gegenwärtig, als seine Hausgenossen.

Voll Erstaunen und Betrübniß, sollte
Sir Eduard dem Andenken seines Wohl-
thäters ungeheuchelte Thränen. Er hatte ihm
alles zu danken, er hatte ihn zärtlich geliebt;
all der Reichthum, der ihm zufließ, konnte
ihn über seinen Verlust nicht trösten. Das
Geheimnißvolle des so vielfach versiegelten
Briefes beunruhigte ihn; er beschloß ihn
nur

nur in Herrn Pikle und Miß Hartley Gegenwart zu öffnen. Er lief gleich zu ihnen, zog sie auf die Seite, theilte ihnen seine Neuigkeit weinend mit, erwähnte fast gar nicht des Vermögens, welches ihm zugefallen war; bath sie im voraus, den Inhalt des Briefes geheim zu halten; riß dann die Siegel auf, und las:

„Mein lieber Eduard,

„Was ich seit Deiner Kindheit für Dich
„gethan habe, will ich hier nicht erwähnen;
„Dein Herz hat mich dafür belohnt. O mein
„Lieber! durch das Recht, welches Du mir
„eingeräumt, Dich als meinen Sohn zu be-
„trachten, hast Du mich hinlänglich schadlos
„gehalten, und ich muß es Dir ikt noch dan-
„ken, daß Du mich gewisser Maßen zum Mit-
„genossen Deiner Tugenden machen wollen.

„Ich vermache Dir mein ganzes Vermö-
„gen. So lange ich Dich kenne, hab' ich es

„Dir, und zwar ausschließlich Dir
„allein zugehört. Es beläuft sich auf zehn-
„tausend Pfund Einkünfte; und habe ich dafür
„gesorgt, daß es Dir niemand streitig machen
„kann. Weil ich es durch eignen Fleiß erwor-
„ben habe, so will ich auch nach meiner Will-
„kür darüber schalten. Wenn allzu zärtliche
„Bedenklichkeit Dich bewegen sollte, diese
„Erbenschaft auszuschlagen, um sie meiner Fa-
„milie, oder irgend jemand anderm zu überlas-
„sen, so wisse, daß Du dadurch offenbar meis-
„nem Willen entgegen handeln würdest.

„Mein Testament setzt Dich in den un-
„eingeschränkten Besitz meiner Güter. Auch
„dies Schreiben, mein Lieber, soll Dir
„keine Pflicht aufbürden, es enthält bloß
„eine Bitte.

„Ich bin Vater einer Tochter von acht-
„zehn Jahren, die ich auf das sorgfältigste
„erziehen ließ. Sie verdient meine Zärtlich-
„keit, sie ist schön, vernünftig, liebenswür-

„dig, sie wird zuverlässig ihren Gatten einst
„glücklich machen. Ihre Mutter habe ich
„lange geliebt, ich habe Gefühle für sie ge-
„habt, die mir zuvor in geradem Widerspruch
„zu stehen schienen; die heftigste Liebe, ohne
„die geringste Achtung für ihren Gegenstand.
„Lieber Eduard, Gott bewahre Dich vor
„dergleichen gefährlichen Leidenschaften! Sie
„martern uns oft, und demüthigen uns im-
„mer. Ihre glücklichsten Zeiten sind die trau-
„rigen Augenblicke, wo man sich ihrer bloß
„schämt. Unübersteigliche Hindernisse, zum
„Theil eine Folge der heftigen, aufbrausenden
„Gemüthsart der Mutter meiner Tochter,
„haben mich von einer Heirath abgehalten.
„Mistress Forward ist der Name dieser
„Mutter. Ihre Tochter heißt Fanny, und
„wird für ihre Nichte gehalten. Sie lebt mit
„ihr bei Oxford auf dem kleinen Landgute
„Owen, als dem einzigen meiner zahlreichen
„Geschenke, das mir diese unwürdige Geliebte
„nicht unbesonnener Weise verschwendet hat.

„Ich verlange von Dir, als von meinem
„Freunde und angenommenen Sohne, mein
„Unrecht gegen meine Tochter wieder gut zu
„machen, ihr Stand und Namen zu geben,
„den ich ihr leider! nicht geben konnte, und
„meine Schuld dadurch gegen sie abzutras-
„gen, daß Du sie zu dem Range Deiner Gat-
„tinn erhebest. Ich wiederhohle es Dir, lieber
„Eduard, diese Bitte ist kein Befehl und
„hauptsächlich keine Bedingung meiner Erb-
„schaft, sie steht mit dem Vermögen, das ich
„Dir hinterlasse, in gar keiner Beziehung;
„es ist nichts, als eine Gunst, um welche ich
„meinen Freund und Sohn anspreche, eine
„Gefälligkeit, die ich von seiner kindlichen
„Liebe erwarte. Diese Hoffnung, die ich mit
„in's Grab nehme, versüßt meine letzten Au-
„genblicke, und erhöht noch, wo fern dieß
„möglich ist, die Zärtlichkeit, womit Dich
„immer geliebt hat Dein treuer Freund
„und Better

George Melfort.“

Raum hatte Selmurs diesen Brief gelesen, als er betäubt, starr, und mit Blicken, die seinen Schmerz ausdrückten, Miß Hartley starr in's Auge sah. Sie schlug die ihrigen nieder, ohne ein Wort zu sagen. Herr Pikle betrachtete Selmurs sehr aufmerksam. Alle drei beobachteten ein tiefes Schweigen, bis endlich Herr Pikle den jungen Mann fragte: „Was wollen Sie thun? ich fürchte, Sie machen sich unnütze Bedenklichkeiten.“ — „Nein! wahrlich nicht,“ antwortete Sir Edward, „ich bin zwar sehr bestürzt, aber nicht im geringsten zweifelhaft. Was auch mein Wohlthäter für Rechte über mich haben mag, ehe er mir sein Vermögen hinterließ, so hatte er doch sicherlich nicht das Recht, mein Herz zu verschenken, mich eidbrüchig und auf mein ganzes Leben unglücklich zu machen. Kein Mensch kann diese Wahrheit bestreiten. Wohlan! ich will ganz wieder in die Lage zurücktreten, in der ich vor seinem Tode war. Ich will seiner Erbschaft

„entsagen, ich nehme meine Dürstigkeit, und
„mit ihr meine Freiheit wieder zurück. Frei-
„lich bleibt es immer ein kleines Opfer für das
„Glück, der Gatte des einzigen Weibes zu
„seyn, das ich lieben kann.“

Miss Hartley antwortete mit einem
Blick, aber Herr Pikle runzelte die Stirn
und rief: „Was sagen Sie? Haben Sie denn
auf den Brief gar nicht Achtung gegeben, den
Sie so eben gelesen? Er verbiethet Ihnen ja
mit dürren Worten, auf die Erbschaft Ver-
zicht zu thun, und erklärt Ihnen auch die
Gründe dieses Verboths. Wollen Sie die
offenbare Absicht Ihres Wohlthäters so ganz
verachten? Er hat auf Sie gerechnet, daß Sie
seine Tochter heirathen würden; er hat Sie
zum Erben eingesetzt, freilich nicht unter
dieser ausdrücklichen Bedingung, das geb' ich
zu; denn in diesem Fall wären Sie völlig
frei, anzunehmen oder auszuschlagen; sondern
er hat Ihnen sein Vermögen gegeben und

das Verzichtthun verbothen. Nun erst bittet er Sie um eine Gefälligkeit, wozu Ehre und Dankbarkeit Sie um so mehr verbinden, da Sie durch nichts dazu gezwungen werden können. Er hat Sie folglich von der Verbindlichkeit eines Geboths befreien wollen, um Ihnen eine Verbindlichkeit aufzulegen, die stärker ist, als alle Gebothe: Ihr Gewissen . . .

„Aber mein Gewissen war schon gebunden,“ versetzte Selmurs mit Sanftmuth, „und nichts kann . . .

„Unterbrechen Sie mich nicht, junger Herr,“ fuhr Pikle mit stärkerer Stimme fort, „und antworten Sie mir auf meine Frage. Sie ist ein vollkommenes Dilemma. Gesezt den Fall, Herr Melkfort lebte noch, und Sie erklärten ihm, daß Sie seine Tochter nicht heirathen wollten; ist es nicht höchst wahrscheinlich, daß Ihr Wohlthäter sein Testament ändern und sein Vermögen

einem Manne geben würde, der seiner Absicht besser entspräche? Nun er todt ist, kann er nicht mehr ändern. Sie haben also auch nicht mehr das Recht, zu wählen. Sie müssen seinem Willen, seinen Bitten, die für Sie Befehle sind, gehorchen, und sich erinnern, mein Schatz, daß Ehre und Pflicht die Leiden der Liebe für nichts achten müssen.“

„Das kann wohl seyn,“ erwiderte Sir Edward mit einigem Unwillen; „aber ich glaubte doch, daß Freundschaft sie für etwas achten dürfe, wenigstens würde sie sich nicht so hart ausdrücken.“ — „O junger Herr,“ sagte Herr Pikle, „Rechtschaffenheit und Wahrheit sprechen nicht in blumenreichen Phrasen. Kurz wer hierin anders denkt oder spricht, ist entweder ein Dummkopf oder ein Schurke.“ — „Und doch werden Sie mir bei aller meiner Ergebung unter Ihre Einsichten und unter Ihre Moral, gütigst erlauben, Herr Pikle, der Meinung zu seyn, daß es noch in der Welt

„eben so tugendhafte und eben so einsichtsvolle Leute gibt, als Sie sind. Die will ich befragen, und wenn diese alle Ihrer Meinung beitreten, so soll mir der Tod den Schmerz ersparen, ihr folgen zu müssen.“

Mit diesen Worten verließ er plötzlich das Zimmer, ohne auf Herrn Pikle weiter zu hören, der ihm zurief: „Ihr Tod wird nichts für Sie beweisen. Oft ist es leichter, zu sterben, als seine Schuldigkeit zu thun, und wie ich schon hundertmahl bewiesen... Selmuers war schon auf der Straße, und Herr Pikle lief von weitem hinter ihm her, und berief sich auf Cicero's Abhandlung von den Pflichten.

Sir Eduard litt zu sehr, um verschwiegen zu seyn, und fragte alle seine Freunde, unter Empfehlung der Verschwiegenheit, um Rath. Ein jeder war anderer Meinung. Einer verlangte, er sollte die Erbschaft zu glei-

chen Theilen den Seitenverwandten überlassen, etwas davon für sich nehmen, und seine Geliebte heirathen; ein anderer, er sollte Melforts Tochter das ganze Vermögen abtreten. Eine kleine Anzahl strenger Sittenlehrer pflichtete der Meinung des alten Wickle bei. Viele von der großen Welt behaupteten, daß Selmurs erste Verbindung mit Miß Hartley ihn von der Verbindlichkeit völlig frei spräche, welche sein Vetter ihm auflegen wolle, und riethen ihm, seine Geliebte zu heirathen, und die ganze Erbschaft zu behalten. Kurz, jeder betrachtete die Sache aus einem andern Gesichtspuncte, und der arme Edward, der sein ganzes Leben hindurch darnach getrachtet hatte, von niemand getadelt zu werden, gab schon alle Hoffnung auf, bei dieser Gelegenheit seine Absicht zu erreichen.

In größerer Bewegung, und unglücklicher, als jemahls eilte er zur Miß Hartley

zurück, um ihren Rath zu hören, und alle von seinen Freunden eingehohlte Meinungen ihrem Entschluß zu unterwerfen. Er fand sie allein und weinend, er fiel auf seine Kniee, rief den Himmel zum Zeugen, daß nichts in der Welt ihn vermögen könne, seinen Eid zu brechen, und bath sie endlich, sein Betragen zu leiten, mit dem Versprechen, alles in der Welt zu thun, nur nicht Fanny zu heirathen. Die zärtliche Wittwe ließ sich lange bitten. Sie war bei der Entschließung, die Eduard nehmen würde, zu sehr interessirt, um sich das Recht anzumaßen, ihre Meinung darüber zu sagen. Endlich siegten die Bedenklichkeiten der Liebe über die des Wohlstandes, und Miß Hartley entschloß sich, die Sache so kaltblütig zu untersuchen, als wär' es die Sache eines Fremden. Sie nahm also die verschiedenen Meinungen zusammen, wog sie ab, und sagte endlich:

„Nach der strengsten Moral halt' ich Sie nicht verbunden, für Ihren todtten Wohltäter zu thun, was Sie nie bei seinem Leben für ihn gethan hätten. Was war seine Absicht? Eine doppelte, wie mich dünkt. Auf der einen Seite, sein Vermögen zwei Personen zuzuwenden, die ihm die liebsten waren, — seiner leiblichen Tochter und seinem an Kindes Statt angenommenen Sohn. Ich meine Sie, Sir, Sie, den er, nach seiner eigenen Versicherung, von dem Augenblick an, da er Sie kennen lernte, auch zu seinem Erben erwählte. Auf der andern Seite, seine Tochter mit einem achtungswürdigen Gemahl zu verbinden, der sie lieben, glücklich machen, versorgen, und ihr sein großes Vermögen erhalten könnte, welches er der Mutter seiner Tochter nicht anvertrauen wollte, aus Furcht, wie er deutlich zu verstehen gibt, sie möchte es leichtsinnig verschwenden. Wenn Sie nun alles thun, was Herr Mekelfort thun wollte, so dürfen Sie nicht fürchten, sein Andenken zu beleidigen.

gen. Theilen Sie mit seiner Tochter, wie ein Bruder mit der Schwester; so ist der erste Punct erfüllt. Suchen Sie ihr hernach einen Gemahl, der ungefähr die Eigenschaften besitzt, die Herrn Melfort an Ihnen gesielet. Ich bin mehr, als irgend jemand überzeugt, daß es schwer halten wird, einen solchen zu finden; aber Fanny, die Sie nicht kennt, wird mit andern Augen sehn, als ich. Bis dahin behalten Sie die für Fanny bestimmte Mitgabe in Händen, und verwalten Sie selbige, wie ein kluger Vormund, der seiner Mündel davon Rechenschaft geben muß. Ihr Better selbst, wenn er am Leben geblieben wäre, würde sich nicht anders benommen haben, und niemand kann verlangen, daß Sie für Fanny mehr thun sollen, als ihr leiblicher Vater thun würde.“

Triftige Gründe in dem Munde einer Geliebten wirken doppelte Ueberzeugung; auch war Sir Edward's Ungeduld, einen Rath

zu befolgen, der alles aufs beste zu berichtigen schien, seiner Ueberzeugung gleich, und er reiste den folgenden Morgen ab, um Miß Forward seine großmüthigen Absichten zu eröffnen. „Mutter und Tochter“, sagt’ er unterwegs zu sich selber, „werden sich höchst glücklich finden. Sie erwarten gar nicht das überaus große Geschenk, das ich ihnen bringe. Miß Forward soll eine beträchtliche Leibrente genießen. Der reizenden Fanny, mit fünftausend Pfund jährlicher Einkünfte, wird ein Gemahl sicher nicht entstehen, und ich lasse ihr die freie Wahl. Ich werde zwei Menschen glücklich machen; ich selbst werde es seyn, und niemand, glaub’ ich, wird mein Betragen tadeln können, wenn man sieht, daß alle Interessenten mich schätzen und segnen. O meine theure Elise, deine Klugheit, deine überwiegende Vernunft hat mich der peinlichen Gefahr entrissen! Wie süß ist es doch für Deinen Freund, kein Glück zu genießen, das er nicht Dir ganz allein zu danken hat!“

Selmurs erreichte bald der Miß Forward Landsitz. Das Schloß fiel nicht sonderlich in die Augen. Die dazu gehörigen Gebäude waren in schlechtem Stande. Ein ziemlich übelgekleideter Bedienter fragte ihn bei dem Eintritt, was er wollte und wer er wäre. Selmurs bath ihn mit einiger Verlegenheit, ihn seiner Herrschaft als den Better des Herrn Melfort zu melden, von dessen plötzlichem Tode man wahrscheinlich schon würde Nachricht erhalten haben. Der Bediente bejahete das letztere, und führte ihn in einen kleinen Saal, wo eine junge und schöne Dame mit großer Aufmerksamkeit einen Brief las, den sie, bei Selmurs Eintritt zusammenschlug und in den Busen steckte. Sir Edward machte ihr eine tiefe Verbeugung, die sie ihm mit einiger Bestürzung und vieler Anmuth erwiederte, ihn zum Sitzen nöthigte, und unter dem Vorwande, ihre Base zu rufen, das Zimmer verließ. Selmurs schloß aus dieser Benennung, daß die junge Dame seines Wohlthäters Toch-

ter, Miß Fanny sei, aber er hatte doch nicht das Herz, sie zurückzuhalten, und Miß Forward erschien bald darauf ohne ihre Nichte.

Miß Forward's erster Anblick verdoppelte Selmurs natürliche Blödigkeit, und er vergaß darüber die kleine Rede, die er für sie einstudiert hatte. Sie war eine große Frau von vier bis fünf und vierzig Jahren, ihr Gesicht trug noch die Spuren einer ehemahls regelmäßigen Schönheit, die aber selbst in ihrer Blüthe nichts Reizendes gehabt haben konnte, weil ihr der beste Reiz: Grazie, fehlte. Ihre großen schwarzen glänzenden Augen zeigten eine Kühnheit, die jeden zurückschreckte, der sie starr ansehen wollte, und ihr Wesen, ihre Bewegungen, ihre Stimme, kurz, alles an ihr flößte eine Furcht ein, die keine Achtung zuließ.

Nachdem sie Selmurs mit ziemlich kalter Höflichkeit empfangen hatte, hörte sie
alles

alles, was er ihr zu sagen hatte, mit tiefem Schweigen an, ohne ihn zu unterbrechen. Sir Edward erklärte ihr, mit einiger Verwirrung, so gut er konnte, daß ihn Herr Melkfort zum Universalerben eingesetzt habe. Weil er nun den zärtlichen Antheil kenne, den sein Wohlthäter an Miß Fanny genommen, so glaube er, eine heilige Pflicht zu erfüllen, wenn er Miß Forward den Vorschlag mache, die Erbschaft ihres gemeinschaftlichen Freundes mit ihrer Nichte zu theilen. Wegen Abtragung dieser Schuld fordere er nicht die geringste Erkenntlichkeit, indessen erlaube ihm seine Lage nicht, das Capital dieser Hälfte eher auszusahlen, als bis ihre Nichte einen ihrer würdigen Gemahl gefunden hätte, und er bitte es sich als eine besondere Gefälligkeit aus, bei der Wahl dieses Gemahls mit zu Rathe gezogen zu werden.

Als Selmuirs diese schwere Erklärung nicht ohne Anstrengung geendigt hatte, und

jedesmahl erröthete, wenn er die Worte *Base* und *Nichte* aussprach, obgleich *Miß Forward* dabei die Farbe nicht im Geringsten veränderte, so schwieg er und wunderte sich nicht wenig über den geringen Eindruck, welchen sie gemacht hatte; denn *Miß Forward* gab ihm folgende Antwort:

„Ich begreife nicht, mein Herr,“ sagte sie mit einer verächtlichen ernsthaften Miene, „wie Sie einen Plan ganz mit Stillschweigen übergehen können, der Herrn *Mekelfort* sein ganzes Leben hindurch beschäftigt, und wovon er hundertmahl mit mir gesprochen hat. Er kann Ihnen doch unmöglich ganz unbekannt seyn, da Sie von ihm so unzweideutige Beweise seines Zutrauens und seiner Zärtlichkeit empfangen haben. Er bestimmte Ihnen ja meine *Nichte*; Sie waren es, den er zu *Fanny's* Gemahl auser sah. Noch das letzte Mal, da ich ihn sah, erzählte er mir mit allen Umständen die Vortheile welche er Ihnen, lediglich

um dieser Heirath willen, zugebracht hatte. Ehe ich also Ihren Vorschlag beantworte, muß ich Sie fragen, mein Herr, da mir Ihre Aufrichtigkeit nicht verdächtig seyn kann, ob Sie von dieser Absicht Ihres Wohlthäters gar nichts wissen?“

Mit diesen Worten sah sie Selmur's starr in die Augen, der seine Schamröthe nicht verbergen konnte, die Augen niederschlug, und ihr mit zitternder Hand eine Abschrift des Testaments überreichte, um ihr zu beweisen, daß darin gar keine Bedingung vorgeschrieben sei. Vor Unwarheiten hatte er einen solchen Abscheu, daß er sich keine deutlichere Antwort erlauben konnte. Allein die schlaue Miß Forward wußte sich sein Erröthen sehr gut zu erklären. Sie gab ihm das Papier zurück, nachdem sie es schnell durchgelaufen war, und sagte ganz kalt: „Ich sehe wohl, daß meine Nichte kein Recht hat, auf Ihr Vermögen und auf Ihre Hand An-

spruch zu machen. Aber eben so wenig haben Sie das Recht, uns durch ein Geschenk zu demüthigen. Ich muß es also im Namen meiner Nichte ablehnen, und bin im voraus gewiß, daß sie mir darin beipflichten wird. Sie kann und darf keine Wohlthaten annehmen, als aus der Hand ihres Gemahls. Wenn Sie das werden wollen, so wird sich Ihr Gewissen vielleicht ruhiger dabei befinden; wollen Sie aber nicht, so scheint mir eine längere Unterredung ganz überflüssig zu seyn.“

Diese Worte waren ein Donnerschlag für Sir Edward; er wußte nichts zu antworten. Miß Forward stand auf, machte ihm eine Verneigung, und ließ ihn allein.

Selmurs sahe, daß für jetzt nichts anders zu thun war, als an einem andern Orte über die seltsame Art nachzudenken, wie man seine Vorschläge aufgenommen hatte. Er stieg in den Wagen und fuhr nach Orford, das nur zwei Meilen von diesem Landhause entfernt lag.

Sobald er daselbst angekommen war, ließ er es seine erste Sorge seyn, an Miß Forward zu schreiben, sie möchte bedenken, daß er ihrer Nichte gar nicht bekannt sei; er könne sie also weder lieben, noch von ihr geliebt werden. Ueberdieß sei es nicht wahrscheinlich, daß nicht einer von beiden schon eine Wahl getroffen hätte, und dann könnte ihre Verbindung nicht anders als unglücklich seyn. Dabei stellte er ihr sehr höflich vor, daß er durch nichts zu dem, was er thun wollte, verpflichtet wäre, erneuerte indessen sein Anerbieten, und versprach, morgen Abend wieder zu kommen, um die endliche Entscheidung zu vernehmen.

Der Brief ging ab, und doch brachte der arme Selmuers seine Nacht nichts weniger als ruhig zu. „Dieß Weib,“ sagt’ er zu sich selbst, „weiß sicher um mein Geheimniß. Wenn sie bei der abschlägigen Antwort beharrt, was wird sie nicht alles schwätzen! Ihr Landsitz ist nahe bei Oxford. Meine Geschichte wird

hier herumgehen; die Verläumdung wird sie vergrößern; die ganze Jugend Englands, die hier studiert, wird mich als einen treulosen, unredlichen und undankbaren Menschen betrachten, und diese Meinung von mir überall verbreiten. In allen drei Königreichen werd' ich entehrt und verschrieen seyn. Nirgends werde ich mich dürfen sehn lassen; endlich wohl gar aus Verzweiflung sterben; und warum? Ach! weil ein eigensinniges Weib nicht fünftausend Pfund jährlicher Einkünfte von mir annehmen will.“

Der folgende Tag verging unter ähnlichen Betrachtungen. Selmur s wartete bis auf den Abend, wie er es in seinem Schreiben versprochen hatte, und glaubte, Miß Forward würde desto gewisser anders Sinnes werden, je mehr Zeit er ihr zur Ueberlegung gelassen hätte. Nach Sonnenuntergang stieg er in seinen Wagen, und da er nicht mit so vielem Geräusch ankommen wollte, als das erste Mal, so ließ er ihn am Eingange der Allee halten,

stieg aus, ging zu Fuß ganz allein auf das Schloß zu, und sann auf eine neue Anrede.

Als er bei einem an das Haus stoßenden Gebüsch vorbeiging, hörte er singen, und erkannte die Stimme eines Frauenzimmers. Die Töne waren so sanft, so klagend, und drückten so deutlich aus, daß die Sängerin zärtlich und unglücklich sei, daß Selmurs sich nicht enthalten konnte, folgende bekannte Romanze bis an's Ende zu hören:

Der alte Robert Gray,

Romanze. *)

Sind Schaf' und Rüh' all überall
zurückgeführt in Hürd' und Stall,
und schließt die Nacht zur süßen Ruh
des müden Wandrers Auge zu;

C 4

*) Auld Robin Gray.

When the sheeple are in the fauld, and the
kye at hame,
And all the weary world asleep is gane,

dann wach' ich noch, dann bricht mein Herz,
in tiefem ungetheilten Schmerz,
und mir zur Seite schnarchet dann
mein hochbejahrter guter Mann,

Jam's war mir gut, er warb um mich;
 ich liebt' ihn wieder inniglich,
 doch ach! zu unser beider Harm
 war mein Herzallerliebster arm.
 Da wagt' er muthig sich auf's Meer,
 zu sehn, wo Geld zu finden wär',
 und, kehrt' er heim von seiner Fahrt,
 zu bringen mir, was er erspart.

The waes o my heart fall in showers fra
my eye,
While my gude man sleep sound by me,

Jamy lov'd me weel, and ask'd me for
his bride:
But, saving a crown, he had naithing beside.
To make the crown a pound, my Jamy went
to sea,
And the crown and the pound were baith
for me,

So schwand wohl Jahr und Tag vorbei,
mein Herz blieb immer ihm getreu.
Der Vater nun den Arm sich brach,
die Mutter krank darnieder lag;
zum Unglück stahl man noch dazu
all' unsern Reichthum, unsre Ruh;
mein Bräut'gam schwamm auf offnem Meer:
da kam der alte Robert her.

Er both sich freundlich mir zum Mann,
zum Retter unsers Elends an.
Vergebens hatt' ich manche Nacht,
beim Rocken sitzend, durchgewacht,

C 5

He had nae been gane a year and a day,
When my faither brake his arm, and our
cow was stole away,
My mither she fell sick, and Jamy at the sea,
And auld Robin Gray came a courting to me.

My faither cou'd nae wark, and my mither
cou'd nae spin,
I toiled the day and night, but their bread
I cou'd nae win:

Geschlossen ward dieß harte Band:
ich gab mit Thränen meine Hand;
denn ach, mein Herz hatt' ich nicht mehr!
das war bei Jam's versenkt im Meer.
Ich dachte so in meinem Sinn:
„gib ihm die Hand nur immer hin,
„dann haben deine Aeltern Brot,
„dich selbst erlöset ja bald der Tod.“

Der Vater führte mich zur Frau.
Vier Wochen war ich Roberts Frau;
da saß ich traurig vor der Thür,
und plötzlich stand ein Mann vor mir,

My faither urg'd me fair: by my mither
did nae speak,
But she look'd in my face, till my heart
was like to break:
Sa they gied him my hand, tho' my heart
was in the sea,
And auld Robin Gray was gude man to me.

I had nae been a wife but weeks only four.
When, sitting sa mournfully out my ain
door,

gekleidet, wie mein Jam's es war,
 er both mir seine Rechte dar,
 und sprach: „auf! gib mir deine Hand,
 „und knüpfe nun der Ehe Band.“

Da fuhr ich auf; ach wehe mir!
 wie jammerten und klagten wir,
 beweinten unsrer Schickung Schluß, —
 wir gaben uns noch einen Kuß,
 und trennten uns für diese Welt,
 bis unser Leib in Staub zerfällt.
 Ist wünsch' ich nichts mir, als den Tod,
 und weine mir die Augen roth.

I saw my Jamy's waist; for I cou'd nae
 thing it he,
 Till he said; Love, I am comed hame to
 marry thee.

Sair, sair, did we greet and mickle did
 we say,
 We took but ane kifs, and we tore oursels
 away.
 I wish I were dead, but I'm nae like to bee,
 O why was I born to say: Wae is me!

Ist schleich' ich, wie ein Geist, umher,
und spinnen mag ich auch nicht mehr;
der Kummer mir am Herzen frist,
an Jam's zu denken, sündlich ist,
drum will ich mich bemühen, allein
ein braves, braves Weib zu seyn,
so viel ich es nur immer kann,
Ist Robert doch ein braver Mann.

Nach dieser letzten Strophe trat Sir
Eduard durch die Bäume, und stand auf
einmahl bei der schönen Sängerin. Es war
Fanny. Sie saß allein, auf einem Rasen
unter einem Baum, dessen dichtes Laub den
Ort noch schauerlicher machte, ihr Schnupf-
tuch in der Hand. Vor Schreck, einen Mann

I gang like a ghaist, and I canna like to
spin;
I dare nae think o Jamy, for that wou'd
be a sin:
But I'll da my best a gude wife to be,
For auld Robin Gray is verry kind to me.

vor sich zu sehn, sprang Fanny auf, ging auf Selmurs zu, und sagte mit Schluchzen: „Ist das Ihr Gehorsam, Herr Roberts? Ich habe Ihnen heut morgen zweimal geschrieben, und Sie gebeten, nicht herzukommen. Ich hab' Ihnen die grausamen Auftritte zwischen mir und meiner Base geschildert, die mir noch immer den verhaßten Erben des Herrn Melfort zum Gemahl aufdringen will, der eben ißt bei ihr ist. Ich wiederhole Ihnen meinen Schwur, Herr Roberts, daß ich lieber sterben, als die Ihnen versprochene Treu brechen will, aber ich bestehe darauf, daß Sie augenblicklich nach Oxford zurückgehn, und nicht eher wiederkommen, als bis die unselige Heirath sich zerschlagen und jener Selmurs weggereist ist, den ich durch Haß und Verachtung bald gegen mich aufzubringen hoffe.“ —

Mit diesen Worten näherte sich Fanny Sir Edward, der ihr stillschweigend zuhörte.

Auf einmahl sieht sie ihm ins Gesicht, wird ihren Irrthum gewahr, springt mit einem Schrey zurück, und verschwindet.

Selmurs dachte nicht daran, ihr zu folgen. Mehr erstaunt über diesen Vorfall, als betrübt, wußt' er nicht mehr, ob er zur Miß Forward gehen sollte. Die Furcht, Fanny wiederzusehn, sie durch seine Gegenwart in Verlegenheit zu setzen, vielleicht unangenehme Auftritte zu veranlassen, und hauptsächlich, sein großer Widerwille, irgend etwas mit der angeblichen Base abzuhandeln, vermochten ihn, auf der Stelle nach Oxford zurückzureisen, von wo er an Miß Forward schrieb, daß ein unvermutheter Vorfall ihn in die Hauptstadt zurück gerufen hätte, sie möchte ihn also entschuldigen, daß er zu der versprochenen Unterredung nicht gekommen sei; er würde überdieß bei diesem Besuch nichts anders haben thun können, als das schon Gesagte wiederholen, weil er unwiderruflich entschlossen wäre,

in seinem Vorhaben nichts zu ändern; er wolle daher ihre Antwort in London erwarten.

Nach diesem Schritte ward er ruhiger, und eilte noch in der nämlichen Nacht zu Miß Hartley zurück.

Wie unentbehrlich war ihm dieß Wiedersehn! Außer dem für Liebende so nagendem Kummer der Abwesenheit, hatte Sir Edward seiner Geliebten noch so viel andre Sorgen zu vertrauen. Bei einem zärtlichen Herzen und einer schüchternen Gemüthsart fühlt man das Glück, geliebt zu seyn, viel inniger, als andere. Starke Seelen sind sich selbst genug; sie denken und handeln stets durch sich selbst; sanfte Seelen leben nur in dem Gegenstande, der sie beherrscht. In seiner Nähe vermögen sie alles; getrennt von ihm sind sie nichts. Sie gleichen dem Epheu. Ohne Stütze fällt er zu Boden und verdorret im Staube, aber um die Eiche geschlungen, erhebt er sich grünend mit ihr empor zu den Wolken.

Die

Die liebenswürdige Wittwe billigte Selmurs Betragen, und rieth ihm, der Miß Forward Antwort ruhig abzuwarten. Die Lobsprüche seiner Geliebten und ihre wiederholten zärtlichen Betheurungen gaben Sir Edward die verlorne Ruhe wieder. Er blieb den ganzen Tag bei Miß Hartley, und ging erst des Abends zu Herrn Pikle. Seine Absicht war, ihn vom Erfolg seiner Reise und dem Abenteuer im Gebüsch zu benachrichtigen, und ihn zu fragen, ob er, nach dieser Entdeckung noch auf seiner Meinung beharre, daß er Roberts Geliebte heirathen solle. Herr Pikle war nicht zu Hause, und Selmur, der ihn erwarten wollte, trat in ein benachbartes Kaffehaus, setzte sich an einen Tisch, ließ sich Punsch geben, und hörte einem jungen Manne zu, der die Zeitungen mit lauter Stimme vorlas.

Aber wie ward dem armen Selmur zu Muth, als er die umständliche Erzählung

seiner ganzen Geschichte ablesen hörte! Der Zeitungsschreiber berichtete sie sehr genau und mit vieler Laune. Er sprach von der großen Verlegenheit, worin sich Sir Edward Selmur S. befände, seitdem er das Unglück gehabt hätte, eine unermesslich große Erbschaft zu thun; er erwähnte der häufigen Berathschlagungen, die er in London gehalten habe, wie er sich aus einer so verdrießlichen Lage herauswickeln solle; beschrieb seine Reise nach Oxford, wo er diesen Gewissensfall den geschicktesten Professoren der Universität vorgelegt hätte; und alles dieses war mit mehr oder weniger hämischen Anmerkungen begleitet, und mit beißenden Persönlichkeiten durchflochten, woran sich die Boshaften und Thoren so gern weiden, und welche sie für die höchste Schönheit dieser eben so leichten als verächtlichen Satire halten.

Sir Edward war einer Ohnmacht nahe, als er dieß alles mit angehört hatte. Er blickte

furchtsam und verlegen umher, und zitterte dafür, Bekannte in dem Kaffehause gewahr zu werden. Zu seinem Trost bemerkte er keinen einzigen. Eben wollte er weggehn, aus Besorgniß, daß jemand kommen möchte, der ihn kennete, als plötzlich sein Bedienter herein trat, und einen großen und schönen jungen Menschen herein führte, der sehr eilig zu seyn schien. Der Bediente zeigte ihm seinen Herrn und ging sogleich wieder zurück. Der junge Mann lief auf ihn zu, und sagte ihm mit so lauter und troziger Stimme, daß es allgemeine Aufmerksamkeit erregte: „Mein Herr, sind Sie nicht Sir Eduard Selmurs? ?“

Bei diesem Namen stehn alle Personen, die so eben den Artikel von Sir Eduard Selmurs lesen gehört hatten, eiligst auf, betrachten ihn mit neugierigen Augen, und schließen einen Kreis um seinen Tisch. Selmurs, voll Verzweiflung, so beantlicht zu

werden, aber unfähig, seinen Namen zu verläugnen, antwortet dem jungen Unbekannten: „Ja, so heiß' ich!“ „Bei Gott!“ versetzte der junge Mensch, „das ist mir lieb! ich bin Ihnen von Oxford auf dem Fuß nachgefolgt, und brannte vor Ungeduld, Sie einzuhohlen.“ — „Aber ich kenne Sie nicht, mein Herr; was können wir mit einander abzumachen haben?“ — „Nicht viel! wie Sie gleich hören werden; ich . . . — Wäre es nicht besser, diesen Ort zu verlassen, um mit mehrerer Bequemlichkeit . . .“ — „Keinesweges; draußen regnet es; und überdieß hab' ich kein Geheimniß, wie Sie sehn.“ — „Sie sollen den Augenblick erfahren, worauf es ankommt! Schon lange lieb' ich ein junges und schönes Mädchen in der Nachbarschaft von Oxford. Ihre Base will sie an einen Menschen verheirathen, der Ihr Freund ist, und welcher durch einen Zufall, der ihm eben zu keiner großen Ehre gereicht, eine beträchtliche Erbschaft erhalten hat, die ihm eigentlich gar nicht

zukommt. Ich kann die Erben für den Tod nicht leiden, mein Herr; ich hab' eine unüberwindliche Abneigung gegen dergleichen Leute, und ich möchte gern dem besagten Herrn die Ursach entdecken, warum ich sie habe. Könnten Sie mir nicht zu einer Unterredung unter vier Augen mit ihm behülflich seyn?" — „Nichts leichter, mein Herr; der Erbe, den Sie meinen, ist auch ein großer Freund von solchen Unterredungen unter vier Augen; es war von jeher sein Lieblingsgeschmack; und wenn Sie mir folgen wollen, so soll Ihr Wunsch den Augenblick erfüllt werden.“ — „Nein! jetzt nicht; jetzt ist es finster, und ich mag bei dergleichen Geschäften gern sehen. Morgen früh, wenn Sie wollen!“ — „Nach Belieben, mein Herr!“ — „Ihre Hand, Sir Edward; ich bin über Erwartung mit Ihnen zufrieden.“ — „Diese Bemerkung sichert Ihnen das Bieraugengespräch.“ — „Wollen Sie mir erlauben von Ihrem Punsch zu trinken?" — „Von Herzen gern; auf Ihr Wohlseyn, mein Herr!“ — „Auf das Ihrige, Sir Edward!"

Beide setzen sich nun auf die nämliche Bank, trinken zusammen und machen leise unter einander aus, sich den folgenden Morgen in Hydeparck einzufinden, während alle im Kaffe-hause gegenwärtige Personen ihnen ihren lauten Beifall bezeugten, und sogar von ihnen, bei ihrem Weggehn, mit Händeklatschen Abschied nahmen.

Selmur s erste Sorge war jetzt, zwei seiner Freunde aufzusuchen, die ihm zu Zeugen dienen möchten. Der Zweikampf sollte des Morgens um sechs Uhr auf Pistolen vor sich gehen. Als Sir Eduard nach Hause kam, dachte er weniger daran, als an das Gerede, welches davon umhergehn würde. „Mein Streit,“ sagte er zu sich selbst: „ist öffentlich gewesen. Alle Welt wird erfahren, daß ich mich um ein junges Mädchen schlage. Man wird mich der Untreue gegen Miß Hartley beschuldigen; alle ehrliebende Gemüther werden mit Verachtung auf mich herabsehn. Und Miß Hartley selbst? was wird sie denken?

Bleib' ich auf dem Platze, ach! so werd' ich nicht einmal von ihr bedauert werden; tödt' ich meinen Gegner, so muß ich flüchten, sie verlassen und auf ihr Herz Verzicht thun, das mich mit Recht hassen wird. Ein sonderbares Gewebe von Unglücksfällen! Ich habe nichts begangen, was die strengste Sittlichkeit, die eifersüchtigste Liebe tadeln könnte, und doch steh ich auf dem Puncte, meine Geliebte, mein Leben, und die Achtung der ganzen Welt zu verlieren? Ich will an Miß Hartley schreiben. Fall' ich, so wird ihr dieß Schreiben mein Betragen enträthseln; sieg' ich aber, so wird sie vielleicht bewogen werden, mir zu verzeihen.“

Sogleich setzte sich Sir Edward hin und schrieb. Allein kaum hatte er angefangen, so hörte er ein großes Geräusch in seinem Vorzimmer; es war Herrn Piffles Stimme, der sich zankte, um eingelassen zu werden. Selmurs eilte ihm entgegen. Als Herr Pifle

ihn ansichtig ward, stürzte er, außer sich vor Entsetzen, in Selmurs Arme. „Ach, mein Freund!“ rief er, „Sie müssen mir das Leben wiedergeben. Ich habe erfahren, daß Sie morgen . . .“ „Nicht so laut!“ unterbrach ihn Selmurs, und führte ihn in sein Kabinett. „Was gibts? Was fehlt Ihnen?“ — „Was mir fehlt?“ versetzte Herr Pökle lebhaft; „ich bin der unglücklichste Mensch . . . Geschwind’ antworten Sie mir; ist es wahr, daß Sie heut Abend auf dem Kaffe Hause . . .“ „Nur zu wahr! Ein unbesonnener, nährischer junger Mensch, den ich nicht kenne, ist mir von Oxford nachgekommen, und hat Händel an mir gesucht. Er gibt sich für Fanny’s Liebhaber aus, die ich, nach Ihrer Meinung, heirathen sollte. Wahrlich, ich habe keine Lust, ihm seine Geliebte streitig zu machen; aber seine Ausforderung und seine Beleidigungen geschahen öffentlich; es ist nicht mehr zu ändern, und ich hoffe, dem jungen Brauskopf morgen den Kopf zurecht zu setzen.“ — „Ihm den Kopf zurecht zu setzen! das heißt, ihn

umbringen! Und wissen sie denn, wer der junge Mensch ist?“ — „Ich sage Ihnen ja, Fanny's Liebhaber . .“ „Es ist mein Sohn, Unglücklicher! mein Sohn! Miß Hartley's Neffe! das einzige Kind Ihres alten Freundes! und Sie wollen ihn morgen früh morden! Ich habe zu viel Hochachtung für Sie, Sir Edward, um Ihnen erst sagen zu dürfen, daß hier von jener leidigen Ehre, dem Ueberbleibsel der Barbarei und Wildheit unsrer Vorfahren, nicht mehr die Rede seyn kann. Ihre Herzhaftigkeit ist bekannt; wer zweifelt daran? Aber Sie wären der verworfenste Mensch, wenn Sie einem abscheulichen Vorurtheile Liebe, Freundschaft, Natur, Ehrfurcht für mein Alter, meinen Vaternamen und für alle Herzens-Gefühle, die selbst Wilden heilig sind, opfern könnten.“

Selmurs stand unbeweglich da, starr vor Bestürzung, Entsetzen und Schmerz. „Sie antworten nicht,“ fuhr der Alte noch lebhafter

fort; „Sie bedenken sich, mir Ihr Wort zu geben, daß Sie Ihre Hände nicht mit dem Blute meines Kindes beflecken, mir nicht meine einzige noch übrige Stütze rauben wollen? Wie? ein Vater, ein Greis, Ihr Freund, der Bruder Ihrer Geliebten beschwört Sie mit Thränen, nicht ein Verbrechen zu begehn, das ihn in's Grab stürzen würde; und Sie bedenken Sich noch, Selmurs? Großer Gott! ist das Ihre Tugend? Der Mann, der es nie über sich erhalten würde, das Vermögen eines Andern anzutasten, ihm das kleinste Unrecht zuzufügen, ihn des geringsten Vortheils zu berauben, wär' es auch, um sein Leben, seine Geliebte und seine Ehre zu retten; der Mann, sag' ich, macht sich kein Gewissen, einen Freund, einen Greis, einen Vater seines Sohnes, seines einzigen Kindes, seines kostbarsten Gutes, des Einzigen, das ihm nicht ersetzt werden kann, des Einzigen, das in aller Menschen Augen heilig seyn muß, weil es ihm von Gott geschenkt worden, zu berauben;

und das um falscher Ehre, um eines elenden, grausamen, sinnlosen Vorurtheils willen, das er selbst verabscheut? Und dieser Mann, dieser Mörder prahlt mit Tugend und Gefühl! macht Anspruch auf Achtung? Um Gottes willen, Sir Eduard, hören Sie mich! Roberts hat Sie gereizt, sagen Sie; hat Sie öffentlich beschimpft. Gut! Ich bitt' es Ihnen ab; ich fleh' um Begnadigung. Und wenn dieß Ihren blutdürstigen Ehrgeiz nicht befriedigt, so führen Sie mich, wohin Sie wollen. Nennen Sie mir den Platz in London, wo ich erscheinen, und Ihnen die Abbitte thun soll, die ich hier thue. Ich will Ihre Kniee umfassen, wie hier; sie mit meinen Thränen benetzen, und die grauen Haare, die Sie hier ungerührt sehen können, vor Ihnen in den Staub danieder beugen.“

Mit diesen Worten warf sich der Alte zu Selmur's Füßen, der ihn bisher in tiefer Betrachtung versenkt angehört hatte. Schnell

hob Selmurs ihn auf, und drückt' ihn an seine Brust. Zu tief gerührt, konnte er keine Worte finden; endlich sagt er: „Liebster Freund! ich will alles thun, was in meinen Kräften steht; ich verspreche Ihnen auf's heiligste, ich will das Leben Ihres Sohnes nicht angreifen; darauf können Sie Sich verlassen. Aber nun bitt' ich mir auch von Ihnen die Gefälligkeit aus: mischen Sie Sich durchaus nicht weiter in diesen Zwist. Alle Ihre Bemühungen, Ihre Vernunftgründe, Ihre Schritte würden die Sache nur verderben. Sprechen Sie gar nicht mit Ihrem Sohne. Suchen Sie ihm weder zu begegnen, noch ihm nachzugehen. Bleiben Sie bis morgen früh ruhig auf Ihrem Zimmer. Um acht Uhr kommen Sie hier her. Hoffentlich werden Sie mich hier finden, und dann können Sie unsre Versöhnung befördern. Finden Sie mich nicht, so nehmen Sie diesen schon angefangenen Brief von meinem Pulte, und bringen ihn zu Miß Hartley; und dann werden Sie alles erfahren, was ich ge-

than habe. Fragen Sie mich nicht weiter! Auf jeden Fall steh' ich Ihnen dafür, daß Ihr Sohn durchaus nicht in Gefahr gewesen seyn wird. Thun Sie aber den geringsten Schritt, so bürg' ich für nichts. Leben Sie wohl, Herr Pikle; ich hoffe, Sie sollen mit mir zufrieden seyn. Es ist schon zwölf Uhr. Gehen Sie nach Hause, und lassen Sie mir die wenigen Stunden, die mir noch übrig sind, um der nöthigen Ruhe zu genießen.

Der Alte, gerührt durch die ruhige, edle und zugleich gefühvolle Miene, womit Sir Edward zu ihm sprach, umarmte ihn, drückte ihm die Hand, und versprach ihm, alles zu thun, was er verlange. Er verließ Selma's, der ikt an Miß Hartley schrieb, ihr seinen Streit, seinen Schmerz und seine Entschließungen meldete, und dann, im Fall, daß er bleiben sollte, von ihr Abschied nahm, mit der Bezeugung, daß er sie auch im Tode noch anbeten würde. Sein Brief war zärtlich, beredt und

mit Beweisgründen unterstützt; auch hin und wieder beneßt von seinen Thränen. Als er ihn gesiegelt hatte, legte er sich ruhiger nieder und erwartete den Morgen.

Um fünf Uhr stand er auf, nahm seine Pistolen, hohlte seine Secundanten ab, und fand sich kurz vor sechs Uhr auf dem bestimmten Platze ein. Roberts erwartete ihn schon mit zwei seiner Freunde. Die vier Secundanten fingen einen ziemlich lebhaften Streit an, um auszumachen, wer zuerst schießen solle. Sir Edward beruhigte sie durch die Erklärung, daß ihm, als dem beleidigten Theile, das Recht zustände, hierüber zu entscheiden; daß es aber weder sein Wille noch seine Gewohnheit sei, den ersten Schuß zu thun. Beide Gegner nahmen nun ihren Platz auf eine Entfernung von zehn Schritten ein, und der ungeduldige Roberts, der Selmurs nach dem Kopfe zielte, drückte los und traf Selmurs Hut, der einige Schritte weit weg flog.

Mit kaltem Blute nahm Sir Eduard seinen Hut von der Erde auf, setzte ihn wieder auf den Kopf, zielte auf einen jungen Baum, der noch hinter Roberts stand, und schoß ihn mitten durch. „Sie können weiter schießen!“ rief er seinem erstaunten Gegner zu.

„Mein Herr,“ erwiederte der junge Mensch, „ich kann nicht begreifen, warum Sie mich nicht würdig halten, mir das Leben zu nehmen. Ihre Großmuth wird beinahe Beleidigung; ich bitte Sie recht sehr, auf mich zu schießen, oder mir ihr sonderbares Betragen zu erklären.“ „Lieber das letzte als das erste,“ sagte Sir Eduard, und ging auf ihn zu. „Sie sind Herrn Pikle's Sohn; er ist mein zwanzigjähriger Freund. Statt Ihnen das Leben zu nehmen, würd' ich das meinige auf's Spiel setzen, um das Ihrige zu vertheidigen. Sie haben mich gefordert, ja sogar beschimpft, um mich abzuhalten, ein junges Frauenzimmer zu heirathen, das ich nie zu wählen mich förmlich erklärt habe. Die

Ehre verboth mir, einen Zweikampf auszuschlagen; sie befahl mir, mein Leben in Gefahr zu setzen; aber das Ihrige anzugreifen, hieß sie mir nicht. Ich hege keinen Zorn gegen Sie, und habe auch keinen Bewegungsgrund, Sie zu hassen. Da aber die Vorurtheile meines Landes einmahl meine Vernunft und meine Kaltblütigkeit von Ihrem thörichten Jugendfeuer abhängig machen, so wollen wir von neuem anfangen, wenn Sie noch immer hartnäckig auf ihrem Sinn bestehen. Fehlen Sie alsdann noch einmahl, so will ich Ihnen die Versicherung wiederhohlen, daß ich eben so wenig Miß Fanny heirathen, als den Sohn meines Freundes todt-schießen werde. Da haben Sie den Schlüssel zu meinem Betragen! Was wollen Sie nun thun?“

„Sie um Verzeihung bitten, mein Herr,“ versetzte der junge Roberts, „und Sie in Gegenwart dieser Herren inständigst ersuchen, mein Unrecht und meine Jugendhitz zu entschuldigen.“

Schuldigen. Liebe und Jugend hatten mich verleitet. Ihr edles Betragen beschämt mich. Nehmen Sie meine Entschuldigung an, Sir Eduard; und wenn die aufrichtigste Reue von meiner Seite, und Ihr überwiegender Vortheil über mich, nicht hinreichend sind, das Andenken meiner Beleidigung bei Ihnen auszulöschen, so fordern Sie selbst die Genugthuung, die ich Ihnen geben soll.“

Sir Eduard wandte sich hierauf zu den vier Secundanten, die bereits die Pistolen nach sich genommen hatten, und sagte: „Meine Herren, sind Sie zufrieden?“ — Einmüthig bezeugten diese ihm ihre Bewunderung. — „Nun dann!“ fügte er hinzu, „ich nehme Sie zu Zeugen von Herrn Roberts Wort. Er will, daß ich die Genugthuung vorschreibe, welche ich verlange. Hier ist sie: Sie alle, meine Herren, kennen — Dank sei's den Londoner Zeitungsschreibern! — das famöse Testament des Herrn Melfort, und meine Verlegenheit wegen Miß

Fanny. Die Base dieses jungen Frauenzimmers hat die Hälfte der Verlassenschaft, welche ich ihr angebothen habe, ausgeschlagen, mit der Erklärung, daß ihre Nichte von niemand, außer ihrem Gemahl, etwas annehmen dürfe. Ich ersuche demnach Herrn Roberts, daß er der Gemahl der liebenswürdigen Miß werden wolle, und — fordere von ihm als Ersatz der mir zugefügten Beleidigung, daß er von mir die fünftausend Pfund jährlicher Einkünfte annehme, weßhalb ich Miß Fanny's Base vergebens angelegen habe.“

Hier fiel Roberts, innigst gerührt, Selmurs um den Hals. Die Zeugen äußerten ihre höchste Bewunderung durch lautes Beifallrufen. Und noch in demselben Augenblick machten sie sich auf nach Selmurs Wohnung, wo der arme Pöple sie unter tausend Kengsten erwartete. Eiligst erzählt ihm Roberts was vorgefallen ist. Stumm und mit Thränen in den Augen hört der gute Alte ihm zu. Dieß war das erste

Mahl in seinem Leben, daß er nicht widersprach. Er stand ab von seiner ersten Meinung, und gab seine Einwilligung zu Selmurs Verfügungen. Dieser aber verließ die Gesellschaft, um Miß Hartley seine geübten Absenteeur kund zu thun. Noch an demselben Tage wollte die liebenswürdige Wittwe ihm ihre Hand geben. Herr Pikle reiste nach Oxford, um Miß Forward durch die Gewalt seiner Dialektik auf andere Gedanken zu bringen. Er erreichte auch seinen Endzweck, als sie hörte, daß Selmurs Verbindung mit Miß Hartley so nahe sei. Bald darauf ward auch Fanny's und Roberts Vermählung vollzogen. Glückliche lebten beide Paare zusammen, der häufigen Wortgezänke zwischen dem alten Pikle und Selmurs ungeachtet; welcher letztere indessen zugab, daß, unter gewissen Umständen, denn doch manchmal Mühe dazu erfordert werde, es allen Menschen recht zu machen.

S e l i c o.

Afrikanische Novelle.

Dürfte man mit den Parsen annehmen, daß dieß Weltall zweien Grundwesen untergeordnet sei, deren eines das wenige Gute bewirkt, welches wir darauf gewahr werden, und das andere alles das Böse, wovon diese Welt so voll ist, so würde man leicht zu dem Glauben verleitet werden, daß das böse Grundwesen vorzüglich in Afrika seine Herrschaft ausübe; denn kein anderes Land erzeugt so vieles Gift, so viele wilde Thiere und giftige Schlangen. Die wenigen Nachrichten, welche wir von Marocco, von den Negern in Ardra, von den Jaggas, und andern Völkern an der Seeküste bis zu dem

Land der Hottentotten besitzen, müssen auf eine wunderbare Weise der Geschichte der Löwen, der Panterthiere und der Schlangen gleichen, die dies heiße Land mit den Kannibalen, welche ihre Gefangenen zur Schlachtbank führen, gemeinschaftlich in Besitz haben. Aber mitten unter diesen schauderhaften Gräueln, unter diesen blutdürstigen Ungeheuern, findet man jedoch zuweilen natürliche Gerechtigkeit, wahre Tugend, Standhaftigkeit im Schmerz, und kühne Verachtung des Todes. So selten diese Beispiele auch seyn mögen, so sind sie doch fähig, für diese verachteten Wesen Interesse zu erwecken, und uns zu erinnern, daß auch sie Menschen sind; wie in einer dürrn Wüste zwei oder drei grüne Pflanzen, die der getröstete Wanderer hin und wieder entdeckt, ihm zuzurufen scheinen: Du bist noch auf der Erde!

In dem Königreiche Guida, an der Küste von Guinea, unweit Sabi, der

Hauptstadt dieses Landes, lebte im Jahre 1727 eine arme Wittwe, Namens Darina. Sie war Mutter dreier Söhne, die sie mit jener Zärtlichkeit erzogen hatte, welche zwar die Natur, glücklicher Weise, allen ihren Geschöpfen einflößt, die aber doch nur selten unter jenen Himmelsstrichen angetroffen wird, wo Kinder als Waare betrachtet, und von ihren unnatürlichen Aeltern als Sklaven verkauft werden. Der älteste ihrer Söhne hieß Guberi, der zweite Teloue, und der jüngste Selico. Alle drei waren edel und gefühlvoll; sie verehrten ihre gute Mutter, die, schon alt und schwach, von ihnen gepflegt wurde. Ein Hättchen, worin sie beisammen wohnten, und ein kleines nahe daran liegendes Feld, von dessen Mais sie sich nährten, waren alle Reichthümer dieser friedlichen Familie. Jeden Morgen ging einer von den drei Brüdern auf die Nacht; der andere arbeitete auf dem Felde, und der dritte blieb bei der Mutter. Mit Sonnen-Untergang kamen

sie wieder zusammen: der Jäger brachte Feldhühner, Papageien, oder Honig; der Landmann Yamswurzeln: derjenige aber, welcher zu Hause geblieben war, hatte unterdessen die Abendmahlzeit zubereitet, welche sie dann alle viere gemeinschaftlich verzehrten, und dabei einer dem andern das Vergnügen, ihre Mutter zu bedienen, streitig machte. Nach dem Essen empfingen sie ihren Segen; und dann überließen sie sich, neben einander auf Stroh gelagert, dem Schlaf, in ruhiger Erwartung des künftigen Tages.

Selico, der jüngste von diesen Brüdern, ging oft in die Stadt, und brachte die Erstlinge der Ernte so wie die übrigen Gaben der armen Familie in den Tempel des Vornehmsten der Götter ihres Landes. Bekanntlich wird dieser Gott unter dem Bilde einer großen Schlange, von der Gattung der sogenannten Fetische oder Götzenschlangen, angebethet, die nicht giftig sind, nie

manden Schaden, und im Gegentheil sogar den giftigen Schlangen nachstellen. In Juida wird diese Schlangen: Art so sehr verehrt, daß es eins der größten Verbrechen seyn würde, nur eine einzige zu tödten; daher sie denn auch zu einer so großen Menge angewachsen sind, daß man in den Städten und Dörfern, ja sogar in den Häusern auf jedem Tritte diesen Göttern begegnet, die vertraulich mit von dem Tische ihrer Anbether essen, ihnen zur Seite schlafen, und die Jungen in ihre Betten legen; eine Gunst, welche die dortigen Einwohner für eine sehr glückliche Vorbedeutung halten.

Unter den Negern von Juida war Selico einer der schwärzesten, vom schönsten Wuchse, und liebenswürdig. Im Tempel der großen Schlange hatte er die junge Berissa, des Oberpriesters Tochter, gesehen, die an Wuchs, Schönheit und Liebreiz alle ihre Gespielinnen übertraf. Selico brannte für sie, und — fand

Gegenliebe. Jede Mittwoche, ein bei den Negern der Ruhe und dem Gottesdienst geheiligter Tag, ging der junge Liebhaber in den Tempel, wo er den ganzen Tag an der Seite seiner theuern Berissa zubachte, und sie von seiner Mutter, von seiner Liebe, und dem Glücke unterhielt, dessen sie genießen würden, wenn Hymen sie erst unzertrennlich vereinigt hätte. Berissa verhehlte ihm nicht, daß sie mit Sehnsucht diesen Augenblick herbei seufzte; und der alte Farulho, ihr Vater, der in diese Verbindung willigte, versprach ihnen unter wechselseitigen Umarmungen, ihre Zärtlichkeit recht bald zu krönen.

Endlich rückte die so sehnlich gewünschte Zeit heran, und der Tag ward festgesetzt. Selico's Mutter und seine zwei Brüder hatten schon eine Hütte für das junge Paar bereitet, als der große Truro Audati, König von Dahomai, dessen schnelle Eroberungen selbst in Europa seinen Ruhm ver-

breitet haben, in das Königreich Urdra einfiel, die Einwohner daraus verjagte, und an der Spitze seines furchtbaren Heeres bis zu dem großen Flusse, welcher ihn von Guida trennte, vordrang. Der König dieses mächtigen Reiches war ein schwacher und feigherziger Fürst; er wurde von seinen Frauen und Ministern beherrscht, und auch jetzt dachte er nicht einmal daran, dem Eroberer einige Truppen ins Feld zu stellen, in dem thörichten Wahn, die Götter des Landes würden dem Feinde den Eingang schon wehren. Er ließ daher alle Fetische, die man zusammentreiben konnte, an das Ufer des Flusses bringen. Der König von Dahomai, erstaunt und aufgebracht, daß er nur mit Schlangen kämpfen solle, warf sich mit seinem Heere in den Fluß, erreichte das jenseitige Ufer, und die Götter, von welchen man Wunder erwartete, wurden in Stücken gehauen, auf Kohlen geröstet, und von den Siegern verzehrt. Jetzt verließ den König von Guida alle Hoffnung, daß irgend

eine Gewalt im Stande sei, ihn zu retten; er floh aus seiner Hauptstadt, und verbarg sich auf einer fern gelegenen Insel. Die Krieger des Audati drangen in das Herz seiner Staaten; Schwert und Flamme gingen überall vor ihnen her; sie verbrannten die Kornfelder, Städte und Dörfer, und erwürgten, ohne Barmherzigkeit, alles was Leben hatte. *)

Schrecken und Abscheu hatte die wenigen Einwohner, welche dem Blutbade entronnen waren, zerstreuet. Die drei Brüder trugen ihre Mutter auf den Schultern fort, und versteckten sich in dem Gehölz. So lange Darina noch irgend einer Gefahr ausgesetzt war, wich Selico nicht von ihr; sobald er sie aber in Sicherheit sahe, zitterte er für das Leben seiner Verissa, und lief nach Sabi, fest entschlossen, sie entweder zu retten, oder

*) Diese Eroberung des Truro Audati, des Dschingis Khan von Afrika, geschahe im Monath März 1727. A. d. V.

mit ihr zu sterben. Die Dahomaer hatten so eben Sabi in Besitz genommen; die Straßen waren noch mit Blut bedeckt, die Wohnungen geplündert und niedergerissen, der Pallast des Königs und der Tempel der großen Schlange waren rauchende Ruinen, wobei Leichname in Haufen lagen, deren Köpfe diese Barbaren, ihrer Gewohnheit nach, mit fortgeschleppt hatten. Der unglückliche Selico gerieth in Verzweiflung; er wünschte sich den Tod, und both ihm tausendmal trotzig die Stirn unter diesen von Brantwein und Blut trunkenen Kriegern. Er lief hin und her unter den schrecklichen Trümmern, immer nach Berissa und Farulho forschend; er rief sie mit Klagegeheul, und konnte ihren Körper mitten unter so vielen verstümmelten Leichnamen nicht wieder erkennen.

Fünf schaudervolle Tage suchte er umher; ihm zweifelte er nicht mehr, daß auch Berissa und ihr Vater Opfer der wilden Dahomaer

geworden wären, und kehrte zu seiner Mutter zurück. Er fand sie in dem Walde, wo er sie mit seinen Brüdern zurückgelassen hatte. Sein finstrier Gram, seine Geberden, seine wilden Blicke erschreckten die trauernde Familie. Darina beweinte das Unglück ihres Sohnes; sie wollte ihn trösten, aber er war unempfindlich; er wollte durchaus keine Speise mehr zu sich nehmen, und schien entschlossen den Hungertod zu sterben. Guberi und Teloue suchten ihn nicht durch Gründe und Bitten in seinem Entschluß wankend zu machen; sie wiesen auf ihre alte Mutter, die ohne Wohnung, ohne Brot, auf der ganzen Welt nichts mehr hatte, als ihre Kinder, und fragten ihn, ob er bei diesem Anblick nicht Muth zum Leben fühlte.

Selico versprach, und bemühte sich nun aus allen Kräften, bloß darauf zu denken, wie er mit seinen beiden Brüdern die zärtliche Sorgfalt für ihre Mutter theilen wollte. Sie

begaben sich tief in den Wald hinein, in ziemlicher Entfernung von Sabi, baueten eine Hütte in einem abgelegenen Thale und suchten sich durch die Jacht für den Mangel an Mais und Gartengewächsen schadlos zu halten.

Ohne Bogen und Pfeile, ohne alles nothwendige Hausgeräth, das sie auf ihrer schnellen Flucht nicht hatten mitnehmen können, empfanden sie bald die drückendste Noth. Der Früchte gab es wenig in jenen Wäldern, und die ungeheure Menge Affen, die sich dort aufhielten, machte sie ihnen noch streitig. Die Erde brachte nur Kraut hervor, und um sie zu bauen, fehlte es ihnen an Werkzeugen und Samen. Die Regenzeit trat ein, und mit ihr meldete sich der fürchterliche Hunger. Die arme leidende Mutter konnte ihr Lager von trockenem Laub aus Schwachheit nicht mehr verlassen, sie klagte zwar nicht, aber sie rang mit dem Tode. Ihre Söhne, die der Hunger entkräftet hatte, vermochten nicht mehr in den

allenthalben überschwemmten Wald zu gehen; sie machten Schlingen für die kleinen Vögel, welche sich ihrer Hütte naheten; und fingen sie einen, — was jedoch selten geschah, da sie nicht einmal Lockspeise hatten, — so brachten sie ihn ihrer Mutter, und überreichten ihn ihr mit erzwungenem Lächeln; aber die Mutter aß ihn nicht, weil sie ihn nicht mit ihren Kindern theilen konnte.

Drei Monathe vergingen, ohne daß dieser fürchterliche Zustand sich im mindesten änderte. Endlich zwang sie die Noth, irgend einen entscheidenden Entschluß zu fassen. Sie gingen alle drei im Geheim mit einander zu Rathe. Guberi that zuerst den Vorschlag, daß man sich nach der Küste hin aufmachen und dort einen von ihnen an die erste beste Europäische Factorie verkaufen müßte, um dafür Brot, Mais, Ackergeräth, kurz alles was zur Erhaltung ihrer Mutter nöthig wäre, einzukaufen. Ein tiefes Stillschweigen war die ganze Antwort

der beiden Brüder. Sich trennen, einander auf immer verlassen, ein Slave der Weißen werden! schaudervoller Gedanke! — „Und wer von uns soll denn verkauft werden? —“ „Das Loos soll es entscheiden“ antwortete Guberi. „Wir wollen drei ungleiche Steine in dieß irdene Gefäß werfen und sie durcheinander schütteln; wer dann den kleinsten herausnimmt, soll der Unglückliche seyn . . .“ „Nein, lieber Bruder,“ fällt Selico ein, „das Schicksal hat schon den Ausspruch gethan; es hat mich zum Unglücklichsten gemacht. Habe ich nicht meine Verissa verloren? — Wer war es, der mich durch die Worte: „du kannst deiner Mutter helfen“ ins Leben zurück rief? Entlediget euch nun jenes Versprechens; der glückliche Augenblick ist gekommen; verkauft mich!“

Vergebens widerseßten Guberi und Te loue sich dem großmüthigen Entschluß ihres Bruders. Selico verwarf ihre Bitte, woll-

te

te es nicht aufs Loos ankommen lassen, und drohete, allein zu entweichen, wenn sie hartnäckig darauf bestehen würden, nicht mitzugehen. Endlich gaben die beiden älteren Brüder nach. Es ward beschlossen, daß Guberi zu Hanse bei der Mutter bleiben, und Teloue den unglücklichen Selico nach dem Holländischen Fort begleiten sollte. Sobald er das Geld für seinen Bruder empfangen haben würde, sollte er mit den nothwendigsten Bedürfnissen versehen, zurückkehren. — Während dieses Beschlusses blieb Selico allein standhaft; als er aber nun seine Mutter verlassen und auf ewig von ihr Abschied nehmen mußte; als er sie zum letzten Mahl umarmte, und noch dazu hinterging; da er ihr feierlich zuschwor, daß er bald mit Teloue heim fahren würde; daß sie nur nach ihrer alten Wohnung hingehen und sehen wollten, ob sie nicht vielleicht alle wieder dahin zurück kehren könnten: da mußte er sich Gewalt anthun und seine Thränen zu verbergen suchen.

Die gute Alte schöpfte keinen Verdacht; sie konnte sich aber doch aus den Armen ihrer Kinder nicht los winden; sie zitterte für die Gefahren, welchen sie sich unterziehen wollten; und, durch eine unwillkürliche Ahndung fortgerissen, lief sie ihrem geliebten Selico nach, als dieser schon aus ihren Augen verschwand.

Die beiden Brüder, (es würde schwer gewesen seyn, den unglücklichsten unter ihnen heraus zu finden) erreichten in wenigen Tagen Sabi. Das Morden hatte daselbst aufgehört; der Friede begann wiederzukehren. Der König von Dahomai, jetzt im ruhigen Besitz von Guida, wollte den Handel mit den Europäern empor bringen, und ließ sie auffordern, dahin zu kommen. Viele Englische und Französische Kaufleute erhielten Zutritt bei dem Monarchen, der seine zahllosen Gefangenen an sie verkaufte, und die Ländereien der Besiegten unter seine Soldaten vertheilte. Te loue fand bald einen Kaufmann, welcher ihm

hundert Thaler für seinen Bruder both. Er wankte und zitterte an allen Gliedern, als er in dem abscheulichen Handel begriffen war. Plötzlich erscholl eine Trompete auf dem Markte, und ein Herold verkündigte mit lauter Stimme: daß der König von Dahomai demjenigen hundert Unzen Goldes verheißt, der ihm den unbekannten Neger lebendig überliefern würde, welcher in der vergangenen Nacht die Frechheit gehabt habe, das Gerail des Großherrs zu entheiligen, und bei Anbruch des Tages mitten durch die Pfeile seiner Leibwache entschlüpft wäre.

Als Selico diesen Ausruf hört, winkt er seinem Bruder, den Handel mit dem Kaufmann nicht abzuschließen. Dann zieht er ihn auf die Seite und redet ihn mit Entschlossenheit so an:

„Du solltest mich zwar verkaufen — das war
 „mein eigener Wille, — um meiner Mutter das
 „Leben zu fristen; allein die mäßige Summe,
 „welche dieser Weise dir biethet, würde nur

„zu ihren nothwendigsten Bedürfnissen hinrei-
„chen. Vierhundert Unzen Goldes hingegen
„würden sie und Euch auf immer glücklich ma-
„chen. Wir müssen sehen, sie zu bekommen,
„lieber Bruder; du mußt mich gleich binden
„und mich dem Könige als den Verbrecher
„überliefern, nach welchem er forscht. Ent-
„setze dich nicht! ich weiß so gut als du, was
„für eine Todesstrafe mich erwartet; ich habe
„ihre Dauer berechnet; sie wird keine Stunde
„währen. Meine Mutter litt ja länger, als
„sie mich zur Welt brachte.“

Zeloue konnte ihm vor Schmerz nicht antworten. Von Entsetzen und Zärtlichkeit durchdrungen, fällt er Selico zu Füßen, umfaßt seine Kniee, drückt ihn an sich und beschwört ihn bei dem Namen seiner Mutter, seiner Verissa und bei allem, was er je geliebt, dieses schreckliche Vorhaben aufzugeben. „An wen erinnerst du mich?“ antwortet Selico mit einem bittern Lächeln. „Ich

„habe Berissa verloren; ich will hin zu ihr.
 „Ich rette meine Mutter durch meinen Tod,
 „mache meine Brüder auf immer glücklich und
 „überhebe mich einer Slaverei, die wohl vier-
 „zig Jahre währen kann. Meine Wahl ist
 „getroffen; höre auf mit deinen Bitten, oder
 „ich überantworte mich selbst. Und denn wirst
 „du die Frucht meines Todes verlieren, und
 „Schuld an dem Unglück derjenigen seyn, wel-
 „cher wir das Leben verdanken.“

Die Miene, der Ton, mit welchem Se-
 lico diese letztern Worte sprach, machten Ze-
 loue furchtsam; er wagte es nicht zu antwor-
 ten, und gehorchte. Er hohlte Stricke, band
 ihm beide Arme auf den Rücken, benezte ihn
 mit seinen Thränen, während er die Knoten
 schürzte, und trieb ihn vor sich her zum Pal-
 last des Königs.

Die äußersten Wachen halten ihn an; er
 verlangt den Monarchen zu sprechen. Man

meldet ihn; man führt ihn herein. Der König von Dahomai lag, von Gold und Edelgesteinen schimmernd, auf einem Polster von Scharlach, sein Kopf ruhte an dem Busen seiner Favoritinnen, die in Röcken von Goldstoff gekleidet, und vom Kopf bis auf den Gürtel entblößt waren. Zwanzig Schritte von ihm lagen die Minister, die Großen, die Feldherren, alle in der prächtigsten Kleidung, auf den Knien; die Tapfersten unter ihnen zeichneten sich durch ein Halsband von Menschenzähnen aus, an welchem jeder Zahn einen Sieg bedeutete; einige Frauen hielten mit geschultertem Gewehr an den Thüren des Zimmers Wache; große goldene Gefäße mit Palmwein, gebrannten Wassern und starken Likörs standen durcheinander, nicht weit von dem Könige, und der Saal war mit den Hirnschädeln seiner Feinde gepflastert.

„Herrscher der Welt,“ redete Telone ihn an, und neigte dabei seine Stirn bis zur Erde,

„ich komme Deinen heiligen Befehlen gemäß,
 „den Verbrecher — — — Weiter konnte
 er nicht sprechen, die Stimme erstarb ihm
 auf den Lippen. Der König fragt ihn; er
 kann nicht antworten. — Darauf nimmt
 Selico das Wort:

„König von Dahomai,“ sprach er, „Du
 „siehst jetzt den Verbrecher vor Dir, den eine
 „unglückliche Liebe vermocht hat, diese Nacht
 „in das Innerste Deines Serails zu dringen.
 „Dieser Mann hier, der mich gebunden hält,
 „war lange Zeit mein Freund, und ich fürchtete
 „mich nicht, ihm mein Geheimniß zu ver-
 „trauen; aber aus Diensteifer für Dich hat er
 „den Freund verrathen, hat er mich im Schlafe
 „überfallen und gebunden. Jetzt ist er hier,
 „seine Belohnung zu fordern: gib sie ihm; er
 „hat sie sich verdient, der Unglückliche!“

Der König würdigte ihn keiner Antwort,
 sondern gab einem seiner Minister ein Zei-

chen, welcher sich sogleich Selico's bemächtigte, ihn den bewaffneten Frauen übergab, und Teloue seine vierhundert Unzen Goldes auszahlen ließ. Teloue im Besiz des Geldes, das er ohne Schaudern nicht berühren konnte, kaufte ungesäumt Lebensmittel ein, und eilte damit schnell aus der Stadt zu seiner Mutter zurück.

Schon machte man Anstalten zu der schrecklichen Todesstrafe, die in Guida auf den Ehebruch mit den Weibern des Königs gesetzt ist. Nicht weit auseinander werden zwei tiefe Gruben gemacht. Die eine ist für die unglückliche Verbrecherinn, die man an einen darin stehenden Pfahl bindet. Dann kommen alle Weiber des Serails, in ihren besten Feierkleidern, mit großen Gefäßen voll siedenden Wassers, das sie beim Schall der Trommeln und Pfeiffen über den Kopf der Unglücklichen gießen, bis sie den Geist aufgegeben hat. In der andern Grube ist ein Scheiterhaufen gebauet; quer

über derselben bringt man eine eiserne Stange an, die auf zwei an beiden Seiten errichteten Pfählen ruht. An diese Stange bindet man den Schuldigen, der so, weil ihm nur die äußerste Flamme berühren kann, unter langsamen Martern verscheidet.

Die Richtstätte wimmelte von Volk. Die ganze Armee war unter den Waffen, und bildete ein Viereck, dessen vorderste Reihen die Flinten und Wurffspieße gefaßt hielten; die Priester in ihren Ceremonienkleidern erwarteten die beiden Schlachtopfer, um ihnen die Hände aufzulegen und sie dem Martertode zu weihen. Sie kamen, die Unglücklichen, von zwei verschiedenen Seiten, begleitet von den bewaffneten Weibern. Selico ging mit aufgerichtetem Haupte, ruhig und entschlossen. Jetzt war er bei dem Pfahle angekommen; unwillkürlich wirft er einen Blick auf die Gefährtin seines Unglücks; Wer schildert sein Entsetzen, seinen Schmerz! —

es ist Verissa! Er stößt einen Schrei aus; er will in ihre Arme stürzen, aber seine Hender halten ihn zurück. Doch bald machen diese ersten Regungen dem Unwillen Platz. „Unglücklicher!“ sagte er zu sich selbst, „du beweinst sie; du suchtest den Tod, in der Hoffnung sie wieder zu finden, und sie war unterdessen mitten unter jenen niedrigen Geschöpfen, die um den Besitz eines Tyrannenherzens buhlen! Nicht allein an der Liebe ward sie zur Verrätherinn; auch ihrem Herrn war sie ungetreu; sie verdiente den Namen Ehebrecherinn; sie verdiente die Strafe, die ihrer wartet! O meine Mutter! für dich, für dich allein sterbe ich; bloß mit dir sollen sich meine letzten Gedanken beschäftigen!“

In demselben Augenblick hat die unglückliche Verissa auch ihn erkannt; sie schreit auf, ruft die Priester herbei und sagt ihnen mit lauter Stimme: der junge Mann, den sie hinrichten wollten, sei nicht der, welcher in

das Serail gedrungen wäre; sie schwört es im Angesichte des Himmels bei den Bergen, bei dem Donner, bei dem Furchtbarsten aller Festsche. Die Priester gerathen in Schrecken, schieben die Hinrichtung auf und eilen mit dieser Nachricht zum Könige, der sich nun selbst auf den Richtplatz begibt.

Zorn und Unwille legten die Stirn des Monarchen in Falten, als er sich Berissa näherte. „Sclavinn!“ schrie er mit donnender Stimme: „du, die die Liebe ihres Herrn verachten konnte; Thörrinn, die ich zu dem Rang meiner ersten Gemahlinn erheben wollte; die meinen Antrag verwarf, und der ich doch das Leben ließ; — was denkst du dir, daß du es wagst, das Verbrechen deines Mitschuldigen zu läugnen? Hoffst du etwa, ihn zu retten? — Ist dieser hier nicht dein Geliebter, so nenne mir den Rechten, Unglückliche! zeige ihn meiner Gerechtigkeit an, und der Unschuldige soll frei seyn.“

„König von Dahomai!“ antwortete Berissa, die schon an den Todespfahl angebunden war: „ich konnte Dein Herz nicht annehmen; das meinige war schon verschenkt, und ich gestand es Dir ohne Scheu. Denkst Du, ein Mädchen, das durch Unwahrheit nicht eine Krone erkaufen wollte, werde lügen im Augenblicke des Todes? Nein, was ich sagte, ist Wahrheit; ich wiederhole hier mein Geständniß: ein Mann ist diese Nacht in mein Zimmer gedrungen; er hat es erst gegen Morgen verlassen, aber es war ein anderer als dieser da. Du befehlst mir, ihn zu nennen; das darf, das will ich nicht. Ich bin bereit zum Tode; ich weiß, daß mich nichts retten kann, und ich verlängere diese schrecklichen Augenblicke bloß, um Dich von einem Verbrechen zurückzuhalten. Ich schwöre es Dir noch einmahl, König von Dahomai! das Blut dieses Unschuldigen wird über Dich Selbst kommen. Gib ihn frei, und laß an mir die Strafe vollziehen. Ich habe Dir nichts weiter zu sagen.“

Den König machte die Rede der Berissa, und der feste Ton, mit dem sie sprach, betroffen; er gab keinen weiteren Befehl, sondern stand da mit gesenktem Haupte, und wunderte sich über den geheimen Widerwillen, den es ihm dießmahl kostete, ein wenig Blut zu vergießen. Als er aber erwog, daß dieser Negger sich selbst angeklagt habe; als er den Antheil, welchen Berissa an seinem Schicksale nahm, dem Mädchen für Liebe auslegte; da erwachte seine ganze Wuth. Er winkt den Henkern; und sogleich ist der Scheiterhaufen angezündet; der Zug der Weiber, die die Gefäße mit siedendem Wasser tragen, setzt sich in Bewegung. Auf einmal dringt ein Greis, athemlos und mit Wunden und Staub bedeckt, durch die Menge, und stürzt sich zu den Füßen des Königs:

„Halt ein,“ rief er, „halt ein! Ich bin der Schuldige, ich habe die Mauern Deines Serails überstiegen, um meine Tochter

„daraus zu entführen. Ich war sonst der
„Priester des Gottes, den man hier anbe-
„thete; meine Tochter ward aus meinen Armen
„gerissen, und in Deinen Pallast gebracht.
„Seit der Zeit suchte ich stets die Gelegenheit,
„sie wiederzusehn. Diese Nacht glückte es
„mir, bis zu ihr zu dringen; aber vergebens
„war ihr Versuch, mir zu folgen; Deine Wa-
„chen wurden uns gewahr. Ich allein entkam
„mitten durch die Pfeile, von denen Du mich
„verwundet siehst. Hier bringe ich Dir Dein
„Opfer! ich will sterben mit der, um die allein
„das Leben Werth für mich hatte.“

Er hatte noch nicht geendet, als der Kö-
nig schon den Priestern befahl, die beiden
Unglücklichen los zu binden und vor ihn
zu führen. Er fragte Selico, welch' ein
mächtiger Bewegungsgrund ihn habe vermö-
gen können, einen so qualvollen Tod zu suchen.
Diesem schlug das Herz vor Freuden über die
Entdeckung, daß Verissa ihm treu sei; er

bekannte alles ohne Furcht; er erzählte dem Monarchen seine Unglücksfälle, die Dürstigkeit seiner Mutter, und wie er endlich den Entschluß gefaßt habe, für sie die vierhundert Unzen Goldes zu gewinnen. Verissa und ihr Vater weinten bei dieser Erzählung Thränen der Bewunderung; die Feldherren, die Soldaten, das Volk, alles war gerührt; der König selbst fühlte Thränen aus seinen Augen rollen, obgleich niemahls sonst Thränen seine Wangen benetzt hatten. So groß ist der Reiz der Tugend, daß selbst Barbaren ihr huldigen müssen!

Als Selico ausgeredet hatte, reichte ihm der König die Hand, richtete ihn auf, und wandte sich nun an die Europäischen Kaufleute, die diese Hinrichtung herbeigelockt hatte: „Ihr,“ so sprach er, „die ihr durch Weisheit und Erfahrung, und durch die Aufklärung, zu der euch eine lange genossene Verfeinerung verhalf,

„so bis auf einen Thaler genau den
„Werth eines Menschen bestimmen
„gelernt habt; wie theuer schätzt ihr
„den hier?“ Die Kaufleute geriethen in
Verlegenheit über diese Frage. Ein junger
Franzose, der dreister als die übrigen war,
rief: „zehntausend Thaler in Golde!“ „Man
„zahle sie an Berissa aus!“ erwiederte der
König; „mit diesem Gelde soll sie sich Se-
„lico — nicht zum Sklaven kaufen, sondern
„zum Gatten nehmen.“

Der Befehl ward sogleich befolgt. Der
König von Dahomai begab sich darauf hin-
weg, voll Erstaunen über das Gefühl einer
Freude, welche er bis dahin noch nicht ge-
kannt hatte.

Noch an demselben Tage erhielt Selico
seine Berissa. Den andern Morgen reise-
ten die beiden Neuvermählten, von Farulho
begleitet, mit ihrem Schatze zu Darina ab.
Sie

Sie und Selicos Brüder waren beinahe des Todes vor Freuden. — Diese tugendhafte Familie dachte nun ferner an keine Trennung, genoß ihrer Reichthümer, und both lange Zeit mitten unter Barbaren das schönste Schauspiel dar, das der Himmel den Menschen hier nie: den gewähren kann, — den Anblick des Glückes und des Ueberflusses, wovon Tugend allein die Quelle ist.



Claudine.

Savoyische Novelle.

Im Monath Julius 1788. befand ich mich zu Ferney, das, seit Voltaire's Tode, jenen wüsten Schlössern gleicht, wo sonst die Geister ihren Wohnsitz gehabt haben. Ich beschloß, hier die berühmten Savoyischen Eisberge zu besuchen, und einer meiner Freunde, ein Genfer, hatte die Gefälligkeit, mich zu begleiten.

Ich will keine Beschreibung von dieser Reise liefern; weil ich, um ihr Leser zu verschaffen, jenen gepriesenen, erhabenen, und den Ungeweihten durchaus unverständlichen Styl nachahmen müßte, dessen ein empfindsa-

mer Reisender heut zu Tage nicht Umgang nehmen darf; und hätte er auch nur zwei Meilen zurückgelegt. Ich würde immer nur von Begeisterungen, Entzückungen und Schauern sprechen müssen; und ich gestehe, daß diese Worte, so verständlich sie auch immer geworden seyn mögen, mir noch nicht geläufig genug sind. Ich habe den Mont blanc, die Eisssee und die Quelle des Arveron gesehen. Schweigend betrachtete ich lange diese schrecklichen, in ewigen Nebel gehüllten Felsen; diese über die Wolken ragenden Eisspitzen; diesen breiten Strom, den man Meer nennt, dessen unbewegliche Fluthen, plötzlich in ihrem Laufe aufgehalten, noch im Aufruhr zu seyn scheinen; dieß durch den Schnee so vieler Jahrhunderte gebildete unermessliche Gewölbe, von welchem herab sich ein weißlicher Strom ergießt und Eisschollen zwischen Felsenklüften herunter stürzt. Alles das erregte einen Schauer in mir und versenkte mich in Behmuth. Ich wählte das schreck-

liche Bild der Natur zu sehen, wie sie des Sonnenlichts beraubt, und der Wuth der Stürme Preis gegeben ist. Beim Anblick dieses fürchterlich schönen Schauspiels sollte ich dem Allmächtigen meinen Dank dafür, daß er es uns doch nur so selten zeigt. Ich sehnte mich nach der Rückkehr, um das Thal, das liebliche Thal von Maglan *) wieder zu sehen. Dort hofft' ich Trost für diese niederschlagenden Anblicke zu finden, wenn ich langsam die lachende Landschaft durchreis'te, an den Ufern der Arve den reichen grünen Teppich, die friedlichen Wälder, den Schmelz der Wiesen, die Hütten und zerstreuet liegenden Häuser betrachtete, wo meine Einbildungskraft mir einen Greis vor die Augen zauberte, wie ihn seine Familie umringt; eine Mutter, wie sie ihren Sohn säugt; und ein junges liebendes Paar, wie es vom Altar

*) Ein reizendes Thal an den Ufern der Arve, das man auf dem Wege nach Chamouni durchwandert.

kommt. Auf solchen Scenen ruhet mein Auge mit Wohlgefallen; solch' ein Anblick rührt mein Herz und erfüllt es mit angenehmen Erinnerungen, oder mit süßem Sehnen.

O Du, mein trauter G e ß n e r, Du dachtest gleich mit mir. Du warst in dem Lande geboren, das die mannigfachsten Scenen, die mahlerischsten Ausichten darbiethet; das ganz dazu geschaffen ist, Dir Stoff zu immer abwechselnden Schilderungen zu geben: aber Du folgtest dem großen Haufen nicht, und mißbrauchtest nie die Kunst zu schildern; Du wußtest wohl, daß ein Gemählde, so blendend auch immer sein Coloritt seyn mag, nie gefallen könne, wenn keine menschliche Figuren es beleben. Du sangst die dämmernden Haine, die grünenden Wiesen, die durchsichtigen Bäche; aber Schäferinnen und Hirten geben uns dort Unterricht in der Liebe, in der Frömmigkeit und im Wohlthun. Wenn man Dich liest, so durchläuft der befriedigte Blick die

Landschaft, die Du mahltest, aber die Seele, noch befriedigter als er, prägt sich nützliche Lehren ein und fühlt die süßesten Regungen.

Mit solchen Gedanken beschäftigte sich mein Geist zu Chamounis, als ich auf der Rückkehr von der Eisse den Montanverd herabstieg. Nach einer zweistündigen höchst beschwerlichen Wanderung kam ich zu der Quelle, wo ich diesen Morgen ausgeruhet hatte. Ich wollte mich jetzt wieder dort ausruhen; denn so wenig Reiz auch die Rauschbäche für mich haben, so sehr gefallen mir doch die Quellen. Ueberdieß war ich herzlich müde, ohne der edlen Ermüdung werth zu seyn. Ich bath meinen ehrlichen Führer, der Franz Paccard hieß, sich bei mir nieder zu setzen, und wir geriethen in ein sehr unterhaltendes Gespräch über die Sitten, den Charakter und die Lebensart der Bewohner von Chamounis. Eben hörte ich aufmerksam dem guten Paccard zu, der mir diese ein-

fachen Sitten schilderte, — von denen man immer so gern spricht, war's auch nur um ihren Verlust zu bedauern, — als ein artiges kleines Mädchen sich uns näherte, und mir einen Korb mit Kirschen anboth. Ich nahm ihn und bezahlte die Kirschen. Sobald das Mädchen weg war, sagte Paccard lächelnd zu mir: „vor zehn Jahren mußte es einmal „eine von unsern jungen Bäuerinnen hier an „dem Platze, wo wir sitzen, theuer büßen, daß „sie einem Reisenden auch solch' einen Korb mit „Früchten dargebothen hatte.“ Ich bath Paccard, daß er mir die Geschichte erzählen möchte. „Sie ist ein wenig lang,“ erwiederte er, „ich habe sie bis auf die allerkleinsten Umstände durch den Pfarrer von Salenches erfahren, der selbst dabei eine bedeutende Rolle spielte.“ Ich drang in Paccard, mir die Erzählung des Pfarrers von Salenches zu wiederhohlen; wir saßen jeder an eine Tanne gelehnt, aßen unsre Kirschen, und Paccard fing seine Geschichte an:

„Sie müssen wissen, mein Herr, daß unser Thal von Chamounis vor zehn Jahren noch nicht so berühmt war, als es jetzt ist. Damals besuchten uns noch keine Reisenden, die uns ihre Louisd'or bezahlen, um unsern mit Eis bedeckten Schnee zu sehn und unsre kleinen Kieselsteine aufzulesen. Wir waren arm, wir kannten das Böse nicht; und unsre Frauen und Töchter, die nur mit der Wirthschaft sich beschäftigten, kannten es noch weniger. Ich sage Ihnen dieß im voraus, damit Sie Claudinens Fehltritt nicht so strenge beurtheilen. Das arme Kind war so unbefangen, daß es nicht schwer seyn konnte, sie zu betrügen.

Claudine war die Tochter des alten Simon, eines Bauers im Dorfe der Priorey. *) Dieser Simon (ich habe ihn recht gut gekannt; denn er ist erst zwei Jahre todt)

*) Das vornehmste Dorf im Thal von Chamounis.

war der Schulze des Dorfes, und seiner Rechtschaffenheit wegen in der ganzen umliegenden Gegend geehrt. Sein Charakter war von Natur strenge; sich selbst verzieh er nichts, und andern nur wenig; man fürchtete ihn eben so sehr, als man ihn schätzte. Wer von unsern Thalbewohnern sich mit seiner Frau gezankt, oder ein Glas zuviel am Sonntage getrunken hätte, würde mit Simon die ganze Woche hindurch nicht haben sprechen dürfen. Unsere Kinder hielten mit Lärmen inne, wenn er vorbei ging; hurtig nahmen sie ihre Hüte ab, und fingen ihre Spiele erst wieder an, wenn Herr Simon schon weit weg war.

Simon war seit dem Tode seiner Magdalene Wittwer geblieben. Sie hatte ihm zwei Töchter hinterlassen. Die älteste, Nannette, hatte eine ziemlich gute Figur; aber Claudine, die jüngere, war ein Engel von Schönheit. Ihr niedliches rundes Gesicht, ihre schönen seelenvollen schwarzen Augen, ihre

gewölbten Augenbraunen, ihr kleiner Mund, so frisch als diese Kirsche hier; ihr unschuldsvolles frohes Wesen machten alle junge Bursche in sie verliebt; und wenn sie des Sonntags zum Tanze kam mit ihrem Leibchen von blauem Zeuge, das sich dicht an ihren feinen Buchs anschloß; mit ihrem bebanderten Strohhut, und ihrem runden Häubchen, das kaum ihr langes Haar zusammenhalten konnte; — dann hatte keiner einen andern Gedanken, als ob ihn nun bald wieder die Reihe treffen würde, mit Claudinen zu tanzen.

Claudine war erst vierzehn Jahr alt; ihre Schwester Nanette war neunzehn, und blieb immer zu Hause, um die Wirthschaft zu besorgen. Claudine, als die jüngste, hütete die Herde auf dem Montanverd. Sie nahm sich des Morgens ihr Mittagbrot und ihren Spinnrocken mit, und so verging ihr der Tag unter Spinnen und Singen, oder unter Geplauder mit den andern Schäferins

nen. Abends kehrte sie immer zu ihrem Vater zurück, der nach dem Abendessen seinen Töchtern aus der Bibel vorlas und ihnen sodann seinen Segen gab: worauf ein jeder sich schlafen legte.

Zu der Zeit nahmen die Besuche der Reisenden, die unsre Gletscher sehen wollten, ihren Anfang. Ein junger Engländer, Namens Belton, der Sohn eines reichen Kaufmanns zu London, kam auf seiner Reise nach Italien durch Genf, und hatte den Einfall Chamounis zu besuchen. Er trat bei Frau Couteran *) ab, und des andern Morgens um vier Uhr, bestieg er, von meinem Bruder Michel begleitet, der jetzt der älteste unter den Führern ist, den Montanverd, um die Eisssee zu sehn. Er kam gegen elf Uhr zurück und ruhte, wie wir, an

*) Dieß ist der sehr bekannte Name der Besitzerinn des ältesten Gasthofes zu Chamounis.

diesem nämlichen Quell aus. Claudine hütete eben in dieser Gegend ihre Schafe; sie sah, daß er sehr erhitzt war, und bot ihm Milch und Früchte an, die ihr Mittagbrot ausmachten. Der Engländer dankte freundlich, sah ihr lange ins Gesicht und plauderte einige Zeit mit ihr. Er wollte ihr fünf oder sechs Guineen geben; Claudine schlug es aus. Nun verlangte er ihre Herde zu sehn, die sie unter den großen Bäumen gelassen hatte; und die arme Claudine schlug es nicht aus, ihn dahin zu führen. Der Engländer bath seinen Begleiter, ihn zu erwarten, und flog mit Claudinen davon. Er blieb zwei gute Stunden aus. Was sie dort weiter sprachen, kann ich nicht erzählen; denn kein Mensch hat sie behorcht. Genug, daß Belton noch denselben Abend abreiste, und daß Claudine, als sie nach Hause zurückkam, immer in Gedanken saß, sich in Träumen verlor, seufzte, und am Finger einen schönen grünen Stein trug, den ihr der Engländer geschenkt hatte.

Ihre Schwester fragte sie, woher sie den Ring habe. „Ich hab' ihn gefunden,“ antwortete Claudine. Simon machte ein verdrießlich Gesicht, nahm sogleich den Ring und trug ihn zur Frau Couteran, damit man den Reisenden der den Ring verloren habe, entdecken möchte. Allein kein Reisender forderte ihn zurück. Belton war schon weit weg, und Claudine, die ihren Stein wieder erhielt, wurde mit jedem Tage trauriger.

Fünf oder sechs Monathe vergingen. Claudine kam alle Abend mit verweinten Augen nach Hause. Endlich faßte sie den Entschluß, ihrer Schwester Nanette ihr Geheimniß zu entdecken. Sie gestand, daß Belton an jenem Tage, da sie ihn auf dem Montanverd traf, ihr gesagt habe, daß er sie liebe, daß er sich zu Chamounis ankaufen wolle, um sie nie wieder zu verlassen, und sie zu heirathen. „Ich hab' es ihm geglaubt,“ setzte Claudine hinzu, „er hat es mir mehr

denn hundertmahl geschworen; er sagte mir, daß seine Geschäfte ihn nöthigten, nach Genf zurückzukehren, daß er aber in vierzehn Tagen wieder hier seyn wolle; dann würde er sich bei uns niederlassen, und unsre Hochzeit solle sogleich vor sich gehn. Er setzte sich neben mir, umarmte mich, nannte mich seine Frau, und gab mir diesen schönen Stein als Brautring. Mehr kann ich dir nicht erzählen meine Schwester; aber ich bin sehr unruhig: ich bin krank, ich weine den ganzen Tag. Vergebens seh ich den Weg nach Genf hinunter; — Belton kommt nicht zurück.“

Manette, die sich erst kürzlich verheirathet hatte, drang mit Fragen in die arme Claudine. Sie erfuhr endlich nach einem Strom von Thränen, den diese vergoß, daß der Engländer das unbefangene, unglückliche Mädchen schändlich hintergangen habe, und daß Claudine schwanger sei.

Was war nun zu thun? wie dem furchtbaren Simon die Nachricht von dem Unglück hinterbringen? Denn verbergen konnte man es ihm doch nicht. — Die gute Nanette trieb die Verzweiflung ihrer Schwester nicht durch unnütze Vorwürfe noch höher; sie suchte sogar ihr Trost einzusprechen, indem sie ihr Hoffnung zu einer Vergebung machte, an deren Erlangung sie selbst verzweifelte. Lange überlegte sie mit der Unglücklichen, wie es anzufangen sei; endlich ging sie mit Einwilligung derselben zu unserm guten Pfarrer, entdeckte ihm alles unter dem Siegel der Verschwiegenheit, und bath ihn inständigst, ihrem Vater es beizubringen, ihn zu besänftigen, ihn zu überzeugen, daß der Fehltritt Claudine's die Schuld des Bösewichts von Engländer sei; und alles mögliche zu thun, um die Ehre, oder doch wenigstens das Leben der armen Unglücklichen zu retten. So sehr unsern Pfarrer auch diese Geschichte betrübte, so nahm er es dennoch auf sich, sie Simon zu hinterbringen,

und wählte dazu eine Zeit, wo er gewiß wußte, daß Claudine auf dem Montan: ver d sei.

Simon las nach seiner Gewohnheit im alten Testament. Unser guter Pfarrer setzte sich zu ihm und sprach mit ihm über die schönen Geschichten, die dieses heilige Buch enthält. Vorzüglich bewunderte er die Geschichte von Joseph, wie er seinen Brüdern vergibt, oder vom großen König David, wie er seinem Sohne Absalon verzeiht, und noch andre, die ich nicht weiß, aber die der Herr Pfarrer sehr wohl kennt. Simon war ganz seiner Meinung. Der Herr Pfarrer sagte ihm dann weiter, daß Gott uns diese Beispiele von Barmherzigkeit habe aufzeichnen lassen, damit wir durch Güte und Nachsicht gegen unsre Brüder, wie sie Joseph besaß, oder gegen unsre Kinder, wie sie David ausübte, uns eben derselben Nachsicht bei unserm allgemeinen Vater im Himmel würdig machen soll:

sollten. Er sagte das alles weit besser, als ich es zu sagen weiß, aber Sie sehen doch wohl, daß unser Pfarrer den Alten so nach und nach auf die Unglückspost vorbereitete. Simon verstand ihn lange nicht. Endlich merkte er es. Bleich und zitternd vor Zorn sprang er auf und griff nach dem Gewehr, das er zur Gamsenjacht brauchte, um seine Tochter zu erschießen. Der Pfarrer warf sich auf ihn, entwaffnete ihn und hielt ihn zurück. Bald erinnerte er ihn nachdrücklich an seine Christenpflicht; bald umarmte er ihn, beklagte ihn, drückte ihn an seine Brust; und so brachte er es endlich so weit, daß der alte Simon, der bis dahin mit trocknen Augen, bleichen Lippen und am ganzen Leibe zitternd da gestanden hatte, in seinen Lehnstuhl zurücksank, beide Hände vor die Stirn hielt und einen Strom von Thränen vergoß.

Der Pfarrer ließ ihn eine Weile weinen, und sagte ihm kein Wort; sodann wollte er

mit ihm über die Maßregeln sprechen, die man nehmen könnte, um Claudine's Ehre zu retten; aber Simon unterbrach ihn. „„Mein Herr Pfarrer,““ sagte er, „es ist auch noch was zu retten, wo alles verloren ist! Jede Maßregel, die wir ergreifen könnten, würde uns selbst zu Verbrechern machen, da wir uns mit Lügen helfen müßten. Die Unglückliche darf nicht länger hier bleiben; sie würde ein Hergeriß für Alle, und eine Marter für ihren Vater seyn. Sie mag gehn, Herr Pfarrer, sie mag leben, da der Niederträchtige doch leben kann; aber ich muß fern von ihr sterben; sie muß heute noch fort. Sie soll unser Land verlassen, und mein eisgraues Haar, das sie entehrt hat, niemahls wieder sehn.““

Der Hr. Pfarrer wollte den rauhen Vater umzustimmen suchen; aber alle seine Versuche waren fruchtlos. Simon wiederholte den unwiderruflichen Befehl, daß Claudine abreisen solle. Unser guter Pfarrer ging trau-

rig von ihm weg. Da kam ihm der Alte nachgelaufen, führte ihn in seine Stube zurück, verschloß die Thür, händigte ihm einen alten lebernen Beutel mit etwa fünfzig Thalern ein, und sagte: „Herr Pfarrer, die Unglückliche wird an allem Mangel leiden; geben Sie ihr diese fünfzig Thaler; aber nicht als kämen sie von mir, um alles in der Welt nicht! sondern als ein Almosen von Ihnen. Sagen Sie ihr, daß das Mitleiden Sie bewege, das Gut der Armen einer Verbrecherinn zu geben; vor allen Dingen sprechen Sie nicht von mir — — Und wenn Sie jemand wüßten — — dem Sie schreiben könnten — — dem Sie die Unglückliche — — Ich kenne Ihre Menschenliebe, ich will Ihnen nichts weiter sagen, ich will auch um nichts wissen.“

Des Pfarrers Antwort war ein Händedruck; er eilte zu Nanetten, die ihn auf der Straße mehr todt als lebendig erwartete. „Geh“, „sagte er, „geht in die Kammer

Eurer Schwester, packt alle ihre Habseligkeiten zusammen, nehmt alles, was Ihr finden könnt; und bringt es zu mir, nur dort kann ich Euch sprechen.““ Nanette gehorchte mit Thränen; sie ahndete wohl, was kommen sollte, und legte in Claudinens Bündel ihre eigenen Kleider, ihre Wäsche, und das wenige Geld, das ihr gehörte. Dann kam sie zu unserm Pfarrer zurück, der ihr seine Unterredung mit Simon erzählte, ihr einen langen Brief an den Pfarrer von Salenches übergab, und sie mit diesen Worten entließ:

„ „Meine liebe Tochter, noch heute müßt Ihr Eure Schwester nach Salenches begleiten. Erzählt ihr alles was vorgefallen ist. — Es ist unnöthig, daß ich sie noch spreche; mein Amt würde mich verbinden, ihr Vorwürfe zu machen, und das wäre jetzt Grausamkeit. Gebt ihr diesen Beutel, dem ich noch einige Thaler von meinem Ersparten zufügen will; und hier diesen Brief an meinen Amtsbruder,

den Pfarrer von Salenches: begleitet sie bis zum Pfarrhause; mit hinein braucht Ihr nicht zu gehn. Kehrt sodann zu Eurem Vater zurück. Ihr seid ihm nothwendig, mein Kind; Euer gutes Betragen, Eure Tugend wird — das hoffe ich — den Kummer lindern, den ihm Eure Schwester macht. Geht, meine Tochter, reiset sogleich ab; morgen sehen wir uns wieder.“

Nanette seufzte, nahm das Bündel, den Brief und den Beutel, und ging nach dem Montanverd. Sie fand Claudinen auf der Erde liegend, in Thränen und Verzweiflung. Nanette verheelte ihr lange den Befehl, welchen sie brachte; aber als Claudine doch nun hörte, daß sie auf der Stelle aufbrechen müsse, erhob sie ein jämmerliches Geschrei, zerraupte sich das Haar, zerschlug sich das Gesicht, und rief unaufhörlich: „ich bin verstoßen, mein Vater gibt mir seinen Fluch mit auf den Weg! Tödtet mich, tödtet

mich, Schwester, oder ich stürze mich hier in diesen Abgrund!“ „

Nanette umarmte sie und hielt sie fest umschlungen. Sie brachte mehrere Stunden damit zu, sie zu besänftigen, machte ihr Hoffnung, daß Simons Zorn einmahl sich legen würde, und versprach ihr, sie oft zu besuchen, sie niemahls zu verlassen. Endlich brachte sie Claudinen dahin, daß sie sich zur Abreise entschloß, und beide machten sich beim Einbruch der Nacht auf den Weg nach Salenches. Sie gingen um unser Dorf herum; denn die arme Claudine würde, so finster es auch war, geglaubt haben, daß alle Welt ihren Fehltritt auf ihrer Stirn lesen könne.

Die Reise war traurig, wie man leicht denken kann; sie erreichten Salenches erst mit Anbruch des Tages. Nanette konnte sich nicht entschließen mit ihrer Schwester vor

dem dortigen Pfarrer zu erscheinen. Sie nahm noch vor der Stadt Abschied von Claudinen, hielt sie lange an ihren Busen gedrückt, übergab ihr alles, was sie für sie mitgenommen hatte, und war über die Trennung fast eben so untröstlich, als ihre unglückliche Schwester.

Sobald Claudine sich allein sahe, verließ sie aller Muth; sie verbarg sich auf den Bergen und brachte dort den Tag ohne Nahrung zu. Sie war entschlossen Hungers zu sterben. Aber als es Nacht geworden war, ward ihr bange, sie suchte den Weg nach der Stadt und fragte mit Schüchternheit nach der Wohnung des Pfarrers. Man zeigte sie ihr. Sie klopfte leise an, und eine alte Haushälterin öffnete die Thür.

Claudine sagte, daß sie von dem Pfarrer aus dem Dorfe der Prioirey komme, und die Haushälterin führte sie sogleich zu ihrem

Herrn herein, der eben ganz allein beim Kaminfeuer sein Abendbrot aß. Claudine wagte es nicht, die Augen aufzuschlagen oder ein Wort zu sprechen; sie gab ihm zitternd den Brief, und während der Pfarrer sich näher zum Lichte rückte und las, bedeckte sich das arme Mädchen mit beiden Händen das Gesicht und sank bei der Thür auf die Kniee nieder.

Der Pfarrer von Salenches ist ein braver, würdiger Mann; sein ganzes Kirchspiel liebt und ehrt ihn wie einen Vater. Als er den Brief gelesen hatte, und sich umdrehete, sah er das junge Mädchen in Thränen schwimmend auf den Knieen. Dieser Anblick lockte auch seine Thränen hervor. Er hob sie auf, lobte ihre Reue, machte ihr Hoffnung zur Vergebung eines Fehltritts, der ihr so schmerzlich sei, und nöthigte sie, so sehr sie sich auch weigerte, zu essen. Sodann rief er seine Haushälterinn, und trug ihr auf, ein Bett für Claudinen zurecht zu machen, die voll Er-

staunen darüber, daß es noch einen Menschen auf der Welt gäbe, der sie nicht verachtete, ihm stillschweigend die Hand küßte; denn reden konnte sie nicht. Auch der Haushälterinn, die sichs angelegen seyn ließ, sie zum Essen zu bewegen, küßte sie die Hände. Der Pfarrer saß neben ihr, und sprach ihr freundlich zu. Er sagte nicht ein einziges Wort, das sie an ihr Unglück hätte erinnern können; sondern er erkundigte sich nach seinem Nuntsbruder, dem guten Pfarrer im Dorfe der Prioress; erzählte die edlen Handlungen, die dieser würdige Lehrer verrichtet habe, und wiederholte es geflissentlich recht oft, daß es die schönste und süßeste Pflicht ihres Amtes sei, die Unglücklichen zu trösten und verirrte Seelen auf den rechten Weg zu leiten. Claudine hörte ihm mit solcher Ehrfurcht, mit solcher Erkenntlichkeit zu, daß sie das Essen darüber vergaß; sie sah ihn mit nassen Augen an, er schien ihr ein Engel des Himmels, den Gott gesendet habe, sie aufzurichten. Als sie mit dem Essen fertig war,

kam die Haushälterinn und sagte, daß ihre Kammer eingerichtet sei. Claudine legte sich um vieles getrösteter nieder; sie schlief zwar nicht, genoß aber doch einer erquickenden Ruhe.

Gleich am andern Morgen lief der gute Pfarrer in Salanches umher, eine kleine Wohnung zu suchen, wo Claudine ihre Niederkunft abwarten könne. Eine alte Frau, die ganz für sich lebte, und Frau Felix hieß, both eine Kammer dazu an, und versprach verschwiegen zu seyn. Claudine zog in der Nacht dorthin. Der Pfarrer bezahlte das Kostgeld auf drei Monath voraus, und Frau Felix kam mit ihm dahin überein, daß sie Claudinen für eine Nichte von sich ausgeben wolle, die zu Chambéry verheirathet wäre. Alles wurde in Richtigkeit gebracht. Es war auch hohe Zeit; denn die Beschwerlichkeiten der Reise, die Angst und die heftige Gemüthsbewegung, die Claudine ausgestanden hatte,

verursachten, daß sie noch denselben Abend Wehen fühlte. Ob sie gleich erst im siebenten Monath ihrer Schwangerschaft war, kam sie doch mit einem Knaben, so schön wie ein Engel, nieder. Frau Felix hielt ihn über die Taufe, und gab ihm den Namen Benjamin.

Der Pfarrer wollte das Kind sogleich aus dem Hause geben, aber Claudine bath ihn so sehr, sagte ihm mit so vielen Thränen, daß sie lieber sterben, als sich von ihrem kleinen Benjamin trennen wolle, daß er ihn ihr wenigstens die ersten Tage lassen mußte. Diese waren vergangen, und die Zärtlichkeit der Mutter für ihren Sohn war nur noch stärker geworden. Der Pfarrer sprach sehr vernünftig, er stellte ihr vor, daß sie ihre Rückkehr nach Chamouni und die Aussöhnung mit ihrem Vater unmöglich mache. Claudine hörte ihn mit niedergeschlagenen Augen an, und schloß, statt aller Antwort, den kleinen Benjamin in ihre Arme.

Unmerklich verging die Zeit. Claudine hatte ausgestellt, und wohnte immer noch bei Frau Felix, von der sie recht herzlich geliebt ward. Die funfzig Thaler von ihrem Vater, und das Geld, welches Nanette in ihr Bündel gelegt hatte, waren hinreichend zur Bezahlung ihres Kostgeldes. Die gute Nanette wagte es nicht, ihre Schwester in Salanches zu besuchen, aber sie brachte alles, was sie ersparen konnte, zu unserm Pfarrer, der es seinem Amtsbruder überschickte. So fehlte es Claudinen an nichts. Sie hatte so wenig Bedürfnisse; sie ging nicht weiter aus als des Sonntags in die Frühmesse. Die übrige Zeit brachte sie mit ihrem Sohn und der Alten zu. Diese hatte ehemals zu Bonneville Schule gehalten und lehrte jetzt Claudinen lesen und schreiben. Ueberhaupt gab sie ihr eine Art von Ausbildung. Claudine war nicht mehr unglücklich; der kleine Benjamin war allerliebste; aber dieß Glück konnte nicht ewig währen.

Ueberthals Jahr waren ikt verflossen. Benjamin konnte nun allein gehn. Claudine hatte den Unterricht der Frau Felix so gut benutzt, daß sie im Stande war, selbst einmahl ihren Sohn zu unterrichten. Der Kleine wurde mit jedem Tage liebenswürdig, so daß sie es nicht müde werden konnte, ihn zu bewundern; sie beschäftigte sich mit nichts außer ihm; sie dachte an nichts, als an ihn. Aber ein Besuch, den ihr der Pfarrer von Salanches eines Tages machte, änderte ihr Schicksal.

„Mein liebes Kind,“ sagte er zu ihr, „als ich Euch aufnahm, als ich Euren Fehltritt mit dem Mantel der Liebe zudeckte, war es mein Plan, Euer Kind auf dem Lande erziehen zu lassen, und ihm in der Folge Mittel an die Hand zu geben, wie er sich sein Brot verdienen könne. Ich hoffte, während dieser Zeit den Zorn Eures Vaters zu besänftigen, und ihn dahin zu bringen, daß er Euch wieder in

sein Haus ausnahme, wo er über Eure Neue, Eure Sittsamkeit, Eure Liebe zur Ordnung und Arbeit, des Kammers, den Ihr ihm gemacht, vergessen haben würde. Dieß war der einzige vernünftige Schritt, der Euch die Freundschaft Eures Vaters und die Achtung Eurer Freunde wieder erwerben konnte. Ihr allein seid es, die sich alle dem widersetzt; Eure übertriebene Zärtlichkeit für Euren Sohn; Euer Entschluß, Euch niemals von ihm zu trennen, verbannt Euch auf immer aus dem väterlichen Hause. Wie könnt Ihr verlangen, daß Simon das Kind um sich leiden soll? Was könnte es in seinen Augen, was in den Augen des ganzen Dorfes anders seyn, als ein Gegenstand ewiger Schande und immerquälender Schmerzen? Ihr habt Vernunft, Empfindung und Verstand genug, um einzusehen, daß Ihr entweder Eurem Kinde, oder Eurem Vater, Eurer Familie und Eurer Heimath entsagen müßt. Ich lese es in Euren Augen, daß Ihr schon gewählt

habt, aber ich muß es Euch vorstellen, daß Ihr nicht Zeitlebens bei dieser rechtschaffnen armen Frau bleiben könnt; zwar ist sie Euch herzlich gut, ich weiß es; und wird es auch vielleicht von Euch verlangen, daß Ihr Euch niemahls von ihr trennen sollt; aber ihre Dürstigkeit verstattet es ihr doch nicht, Euch umsonst bei sich zu behalten. Ich selbst kann die kleinen Beiträge, die ich bisher gab, nicht fortsetzen, weil das was ich erübrige, ein Eigenthum aller Unglücklichen ist. Ich habe gegen Euch die Pflichten erfüllt, die Eure unglückliche Lage mir vorschrieb, aber ich würde strafbar handeln, wenn ich die andern Unglücklichen ihrem Schicksale überließe, um einer Vorliebe nachzusehen, die ich entschuldige, die mich rührt, aber die ich nicht aufmuntern darf. Ihr werdet mir antworten, daß Ihr von dem Gelde leben könnt, das Eure Schwester Euch zukommen läßt; aber dieß Geld entzieht sie sich, ihrer Familie und ihrem Manne. Nanette baut das Land, indeß Ihr Ben-

jamin liebkoset; Nanette schickt Euch die Frucht ihrer sauren Arbeit, und — Nanette hat keinen Fehltritt gethan. Ich lege Euch die Frage ans Herz, meine liebe Tochter: „Dürftet Ihr noch lange diese Wohlthaten annehmen?“ — Es bliebe Euch nur eine Nahrungsquelle übrig. Die wäre, daß Ihr in Genf oder Chambery Dienste suchtet. In Eurem Alter, bei Eurer Gestalt, und bei den bösen Beispielen, die Euch vielleicht umgeben könnten, würde Euch diese Lage mancher Gefahr aussetzen. Ueberdieß zweifle ich, daß Ihr mit einem Kinde, von dem Ihr Euch nicht trennen wollt, eine Herrschaft findet. Erwäget wohl, was ich Euch hier vorstelle; denkt reiflich darüber nach; ich gebe Euch zwei Tage Bedenkzeit. Ihr sagt mir dann, wozu Ihr Euch entschlossen habt, und ich verspreche Euch, noch alles für Euch zu thun, was in meinen Kräften steht.“

Nach dieser Unterredung verließ sie der Pfarrer. Claudine wankte hin und her; ihr

ihr Gemüth war in der heftigsten Bewegung. Sie fühlte die Wahrheit von alle dem, was ihr der brave Pfarrer so eben gesagt hatte; sie fühlte es aber noch deutlicher, daß es ihr unmöglich seyn würde, ohne Benjamin zu leben. Den ganzen Tag und die ganze Nacht brachte sie damit zu auf Mittel zu denken, wie sie ihrer Schwester nicht weiter zur Last fallen und doch ihren Sohn nicht von sich lassen dürfte. Endlich hatte sie sich einen Plan entworfen, der zwar nicht ohne Gefahr war, aber doch mit ihren Wünschen übereinkam. Sie war entschlossen, ihn zu befolgen; stand mit der Morgendämmerung auf, und schrieb folgenden Brief an den Pfarrer:

Mein theurer Wohlthäter,

„Wie nahe geht es mir, daß ich Ihnen
 „meine Erkenntlichkeit für alles das, was Sie
 „an mir gethan, nicht wenigstens durch Folg-
 „samkeit beweisen kann! Gott weiß es, ich
 „würde so unglücklich nicht seyn, wenn ich

„Ihrer Zufriedenheit nichts weiter, als mein
„Leben aufopfern sollte. Aber der Tod und
„— Trennung von Benjamin! welch ein
„Unterschied! Ich kann mich nicht von ihm
„scheiden, Herr Pfarrer; ich habe alle meine
„Kräfte aufgebothen, allein — lassen Sie
„mich nicht! — ich kann nicht. Ich will mei-
„ner armen Schwester nicht weiter zur Last
„seyn; auch der guten Frau Felix nicht; auch
„Ihnen nicht, der Sie so viel für mich gethan
„haben. Wenn Sie diesen Brief erhalten,
„werde ich schon weit von Salanches seyn,
„und nie dahin zurückkommen. Ich habe mir
„einen Plan ausgesonnen, wie ich leben kann,
„ohne in irgend jemandes Dienste zu treten;
„ohne in Gefahr zu kommen, je von der Zu-
„gend zu weichen, die Sie mir so liebenswür-
„dig gemacht haben. Seyn Sie ganz ruhig
„über diesen Punct, mein theurer Wohlthä-
„ter. — Ich reise, ohne der guten Frau
„Felix etwas zu sagen; sie würde mich zurück
„halten wollen, und ich würde zu schwach seyn,

„ihren Bitten zu widerstehen. In dem Schub:
 „kasten meines nußbaumenen Tischchens liegen
 „fünf und vierzig Livres, die ich ihr für das
 „letzte Vierteljahr schuldig bin. Ich bitte Sie,
 „geben Sie ihr diese, und sagen ihr, daß ich
 „sie stets vermissen, daß ich ihr Andenken
 „ewig segnen werde. Sie, mein theurer
 „Wohlthäter, wird unser Herr Gott segnen;
 „denn Sie sind sein Ebenbild auf Erden;
 „und ich weiß keinen, den ich nach Ihm
 „mehr verehren, mehr schätzen und lieben
 „könnte, als Sie.“

Claudine.

Sie versiegelte diesen Brief und legte ihn
 auf den Tisch. Dann machte sie ihr Bündel
 zurecht, band etwa zwanzig Thaler, die sie
 noch übrig behielt, in ein Schnupftuch, nahm
 Benjamin auf den Arm und verließ Sa-
 lenches.

Sie nahm den Weg nach Genf und blieb
 die Nacht in Bonne, Bille, weil sie mit

dem kleinen Benjamin nur langsam reisen konnte. Den zweiten Tag kam sie in Genf an. Ihre erste Sorge war, daß sie alles, was sie an Kleidungsstücken und Wäsche besaß, verkaufte und sich dafür drei Mannshemden, Schuhe, Beinkleider, ein Kamisol, eine brauntuchene Weste, ein seidnes Halstuch, und eine rothe Mütze anschaffte. Ihr schönes schwarzes Haar schnitt sie ab und verkaufte es an einen Perrückenmacher. Um ihre Habseligkeiten desto leichter fortbringen zu können, machte sie sich einen Reisesack von Kalbfell. Den Ring mit dem schönen grünen Stein, der nie von ihrem Finger gekommen war, zog sie jetzt ab, hing ihn an eine Schnur um den Hals, und verbarg selbige unter dem Hemde. So ging sie als ein kleiner Savoyard gekleidet, einen großen Stock in der Hand, den Tornister auf dem Rücken, und darauf Benjamin, der seine Händchen um ihren Hals schlang, aus dem Thore von Genf, und ließ sich den Weg nach Turin bezeichnen.

Zwölf Tage brachte sie mit der Reise über die Gebirge zu, ohne daß ihr etwas Widriges begegnete; vielmehr verschafften ihr die Jugend und Gestalt eines hübschen Savoyarden, der ein so niedliches Kind auf seinem Rücken trug, und es für seinen Bruder ausgab, überall wo sie einkehrte, die beste Aufnahme; und wenn Claudine des Morgens bezahlte, forderte man von ihr nur halb so viel, als von andern. Bisweilen sogar verlangte man weiter nichts, als daß sie das bekannte Savoyardische Leyerliedchen singen sollte. Claudine ließ sich dann nicht lange bitten und sang es nach einer kleinen Veränderung, die sie daran vorgenommen hatte, mit sanfter, gefühlvoller Stimme:

Kein Liedchen, lieb Hannchen? —

O sage, warum?

Was hängst du das Köpfchen?

Bist traurig und stumm?

„Ach laß mich, ich seufze,
„Mein Liebster ist fern!
„Was soll ich mit andern?
„Ihn spräch' ich so gern.

Und ist es denn keiner,
Wenn dieser dir fehlt?
Lieb Hannchen, den Schäfer
Nur bald dir gewählt!

„Ach! käm' auch der König,
„Doch hieß' ich ihn gehn: —
„Den Schäfer hat Liebe
„Schon längst sich erseh'n.

Claudine bestritt ihre Reise mit wenigen Kosten. Als sie in Turin ankam, hatte sie noch Geld übrig. Sie miethete sich ein Dachstübchen in einem Gasthose, kaufte sich das wenige Geräth, das sie als Savoyard brauchte, — eine Fußbank, ein Paar Bürsten und eine Flasche mit Oehl; und stellte sich mit dem kleinen Benjamin, der sie überall begleitete, unter dem Namen Claude, auf den

Schloßplatz hin, um den Vorübergehenden die Schuhe abzubürsten.

In den ersten Tagen verdiente sie nicht viel, weil sie sich etwas ungeschickt nahm und viel Zeit brauchte, um ein paar Kreuzer zu gewinnen; aber bald erlangte sie mehr Fertigkeit, und die Arbeit ging ihr hurtiger von der Hand. Der kluge, muntere, gewandte Claude ward in kurzem der Geschäftsträger des ganzen Viertels. Wenn er weg war, setzte sich Benjamin so lange auf die Bank und bewachte sie. Gab es einen Brief oder ein Packet zu besorgen, ein Kästchen in ein Zimmer hinauf zu bringen, oder Flaschen in einen Keller hinunter zu tragen, so ward Claude immer am ersten gerufen. Alle Lackeien, alle Thürsteher, alle faulen Köchinnen verließen sich auf ihn, und so brachte Claude am Abend öfters über einen Thaler nach Hause; wovon er mit Benjamin hinlänglich leben konnte. Dieser wuchs indessen zureichends, ward mit

jedem Tage schöner, und wer ihn sah, gewann ihn lieb.

Zwei Jahre hatte dieß ziemlich glückliche Leben nun gedauert, als Claudine eines Tages, wie gewöhnlich, mit ihrem Sohn auf dem Schloßplatze stand. Sie waren eben beschäftigt, etwas an ihrer Bank zurecht zu machen und hatten sich beide nieder gebückt. Plötzlich hält jemand einen Fuß darauf. Claudine nimmt sogleich die Bürste, und ohne zu sehen, wem der Fuß gehört, fängt sie eifrig ihre Arbeit an. Als das Schwerste gethan ist, blickt sie auf — — — Die Bürste fällt ihr aus der Hand; sie fährt zusammen: es ist Belton, den sie erkennt. Der kleine Benjamin, welchen nichts zerstreute, der nichts von Wiedererkennen wußte, nimmt gleich die Bürste auf, und will mit seinen schwachen Händchen die Arbeit an Claudine's Statt vollenden, die noch immer unbeweglich da steht, den Blick auf den jungen Eng-

länder geheftet. Belton erstaunt; er fragt Claudinen, was ihr widerfahren sei, und lacht über die Anstrengung des Kleinen, an dem er Gefallen findet. Jetzt erholt sich Claudine wieder von ihrem Schreck, entschuldigt sich bei Belton mit einer so sanften Stimme und mit so wohlgesetzten Worten, daß der Engländer mit steigender Bewunderung sie über ihr Vaterland und ihre Schicksale befragt. Claudine antwortet ihm mit anscheinender Ruhe, daß sie und ihr Bruder zwei Waisen seien, die mit der Arbeit, welche er sie verrichten sehe, ihr Brot zu verdienen suchten, und daß sie alle beide im Thale von Chamounis zu Hause gehörten. — Der Name dieses Orts machte lebhaften Eindruck auf Belton; er sah Claudinen starr ins Auge, glaubte gewisse Züge wiederzufinden, die er noch nicht vergessen hatte, und fragte wie sie heiße. — „Ich heiße Claude,“ sagte sie. — „Und Du bist aus Chamounis?“ — „Ja, mein Herr, und zwar

aus dem Dorfe der Priorey“ “ —
„Hast Du nicht noch einen Bruder?“ “ —
„Mein mein Herr, weiter keinen als Benjamin hier.“ “ — „Auch keine Schwester?“ “ — „Zu dienen!“ “ — „Wie heißt Deine Schwester?“ “ — „Claudine.“ “ — „Claudine?“ “ — „Ja, so heißt sie!“ “ — „Wo ist sie?“ “ —
„O, das weiß ich nicht!“ “ — „Wie ist das möglich?“ “ — „Aus vielen Ursachen, mein Herr, die Ihnen gleichgültig seyn möchten, mir aber Thränen kosten würden.“ “ —
Hiebei traten ihr wirklich die Thränen in die Augen. Belton betrachtete sie schweigend. Claudine erinnerte ihn, daß ihre Arbeit fertig sei. Belton aber, der immer auf Einer Stelle stand, zog eine Guinee aus der Tasche und gab sie ihr mit gerührter Miene. —
„Ich kann nicht wechseln,“ “ sagte Claudine. „Behalt’ es alles!“ “ erwiderte der Engländer. „Sage mir einmal,“ “ fuhr er fort, „würdest Du Dein jetziges Gewerbe

wohl ungern mit einem guten Dienst vertauschen?“ — „„Das geht nicht an, mein Herr!““ — „„Warum nicht?““ — „„Weil ich mich um nichts in der Welt von meinem Bruder trennen kann.““ — „„Aber wenn man ihn nun mitnähme?““ — „„Dann wäre es ein anders!““ — „„Gut! ich nehme Euch beide in meine Dienste; Ihr sollt es bei mir recht gut haben!““ — „„Mein Herr,““ antwortete Claudine sehr verlegen, „„haben Sie die Gefälligkeit und geben mir Ihre Adresse; ich werde morgen früh zu Ihnen kommen, und Ihnen Antwort sagen.““ Weston riß die Aufschrift von einem Briefe ab, ließ sichs noch einmahl versprechen, daß sie gewiß kommen wolle, und ging dann fort, aber nicht, ohne sich öfters noch umzusehn.

Es war hohe Zeit für Claudinen, daß diese Unterredung ein Ende nahm; ihre Thränen wollten sie ersticken. Sie eilte nach Hause und schloß sich auf Ihrer Stube ein, um zu

überlegen, was sie thun solle. Es schien ihr gefährlich, den Dienst bei Belton anzunehmen, doch zog ihr Herz sie zu ihm hin; und das Verlangen, Benjamin einen Vater wiederzugeben, sprach nicht minder stark dafür. Auf der andern Seite dachte sie an die Art, wie Belton sie betrogen hatte; an das Versprechen, das sie dem Pfarrer von Salensches gethan: jede Gelegenheit die ihre Tugend in Gefahr setzen könnte, zu fliehen. — Sie blieb lange unentschlossen, aber endlich gab Benjamin's Vortheil den Ausschlag. Sie beschloß daher, zu Belton zu gehn, ihm mit Eifer zu dienen, und ihm ihren Sohn beliebt zu machen; aber es sorgfältig zu verhehlen, daß sie die Claudine sei, welche er, dem Anschein nach, wieder erkannt hatte. Jetzt that es ihr leid, daß sie vielleicht schon zu viel gesagt habe, und sie nahm es sich fest vor, nicht ein einziges Wort weiter zu sagen, woraus Belton mehr Licht bekommen könnte.

Mit diesem Entschluß ging sie den andern Morgen zu ihm; er nahm sie sehr wohl auf, setzte ihr einen guten Gehalt aus, ließ ihr und Benjamin ein Zimmer anweisen und gab Befehl, daß sie sogleich gekleidet werden sollten. Als dieß alles vorläufig in Richtigkeit gebracht war, wollte Belton das gestrige Gespräch weiter fortsetzen und that verschiedene Fragen an sie über die Schwester, nach welcher er sich erkundigt hatte. Allein Claudine unterbrach ihn und sagte: „Meine Schwester ist nicht mehr; sie soll vor Elend, Kummer und Reue gestorben seyn; und wer nicht zu unsrer Familie gehört, hat vielleicht nicht das Recht, eine so traurige Erinnerung in uns zu wecken.“ Belton, den Claudine's Ausdruck und Verstand mehr als jemals in Erstaunen setzte, hielt augenblicklich mit Fragen inne, faßte aber viel Achtung für diesen sonderbaren jungen Menschen, und fühlte Regungen einer wahren Freundschaft für ihn.

Claude ward in kurzer Zeit der Liebling seines Herrn. Der kleine Benjamin, zu dem sich Belton unwiderstehlich hingezogen fühlte, war beständig in seiner Stube und ward von ihm mit Geschenken überhäuft. Das gute Kind schien es zu ahnden, daß es Belton sein Leben verdanke, und liebte ihn fast eben so sehr als Claudinen. Es sagte ihm dieß mit solcher Anmuth und mit so unschuldigen Liebkosungen, daß der Engländer gar nicht mehr ohne Benjamin seyn konnte. Claudine weinte vor Freuden darüber, aber sie verbarg ihre Thränen, und verdoppelte die Sorgfalt, womit sie bisher eine Wiedererkennung verhüthet hatte. Beltons Verschwendung, seine Verbindungen und Liebesgeschichten mit verschiedenen Turiner Damen, verwundeten Claudinens Herz, und ließen sie fürchten, daß der Zeitpunkt, sich zu erkennen zu geben, vielleicht niemals erscheinen würde.

In der That hatte Belton, welchen der Tod seiner Aeltern im neunzehnten Jahre in den

Besitz eines großen Vermögens gesetzt hatte, es bis jetzt bloß dazu angewandt, Italien zu durchstreichen. Er hielt sich überall auf, wo er Zeitvertreib fand, das heißt, wo es Frauenzimmer gab, die ihm gefielen, ihn hintergingen und zu Grunde richteten. Eine Dame am Turiner Hofe, die schon ziemlich bei Jahren war, aber noch Schönheit genug besaß, war gerade damahls seine Gebieterinn. Dieses hitzige und jähzornige Weib war zugleich äußerst eifersüchtig. Belton mußte alle Abend bei ihr essen, und alle Morgen an sie schreiben. Er wagte es nie, eins von beiden je zu unterlassen, und dessen ungeachtet lebten sie in beständigem Zank und Streit. Um der geringsten Kleinigkeit willen wollte sie sich gleich umbringen; sie ergriff ein Messer, weinte, riß sich die Haare aus, und spielte Komödien, die am Ende ihrem Liebhaber lange Weile zu machen anfangen. Claude sah das alles, denn des Abends begleitete er seinen Herrn zu ihr hin und wartete ihm bei Tische

auf; und des Morgens trug er seine Liebesbriefe. Sein armes Herz litt sehr dabei, allein er schwieg und gehorchte Belton, der ihm mit jedem Tage mehr Zutrauen bezeugte, und sich oft gegen ihn über das traurige, ermüdende Leben beklagte, das er führte. Claude wagte dann wohl, halb im Scherz und halb im Ernst, einen kleinen guten Rath, den sein Herr mit Beifall anhörte und den andern Tag zu befolgen gelobte. Wenn aber der andre Tag kam, so kehrte Belton mehr aus Gewohnheit als aus Liebe zu seiner Dame zurück, und Claude, der im Stillen Thränen vergoß, that als lächelte er darüber, wenn er seinen Herrn begleiten mußte.

So vergingen etliche Monathe. Endlich entstand ein so heftiger Streit zwischen Belton und der Marquise, daß er sich vornahm, nie wieder zu ihr zurückzukehren, und sich, um der Ausführung seines Vorsatzes gewiß zu seyn, mit einer andern Dame einließ, die
nicht

nicht viel besser war, als die erstere. Claudine fand in dieser Veränderung nur neuen Anlaß zur Traurigkeit. Alles was sie gesagt und gethan hatte, war nun vergebens gewesen; sie mußte von vorn wieder anfangen. Aber sie fand sich darin, ohne sich zu beklagen, und immer gleich gehorsam, gleich sanft, gleich anhänglich an ihrem Herrn, hörte sie die Erzählung seiner neuen Liebesabenteuer mit anscheinender Ruhe an, und diente ihm immer mit gleicher Treue.

Allein die Marquise hatte nicht Lust das Herz ihres Engländers so wohlfeil abzutreten. Sie ließ ihm nachspüren, und entdeckte bald ihre Nebenbuhlerin. Sie war entschlossen, alles daran zu wagen, um entweder Belton wieder an sich zu ziehen, oder ihn zu bestrafen. Anfangs erschöpfte sie alles, was Feinheit und Intrigue nur vermögen, um ihn in ihre Arme zurück zu bringen. Aber ihre Bemühungen waren vergeblich. Belton antwortete nicht auf ihre Briefe, lehnte die vor;

geschlagenen Zusammenkünfte ab, und lachte über ihre Drohungen. Die Marquise gerieth in Verzweiflung darüber und athmete jetzt nichts, als Rache.

Einsmahls kam Belton, von Claudine begleitet, nach seiner Gewohnheit, um zwei Uhr des Morgens von seiner neuen Gespieterinn zurück. Er war schon nicht mehr mit ihr zufrieden und sagte zu seinem treuen Claude, daß er große Lust habe, nach London zurückzukehren. Plötzlich stürzen vier Bösewichter um die Ecke einer Straße herum, mit Dolchen auf Belton los, der kaum noch so viel Zeit hatte, sich an die Mauer zu drängen, und die Hand an den Degen zu legen. Claudine war bei Erblickung der Mordhämmer vor ihren Herrn gesprungen; ein Dolchstich, der Belton durchbohren sollte, traf ihre Brust; sie sank augenblicklich zu Boden. Der Engländer stößt ein wüthendes Geschrei aus, geht auf den Mörder los, streckt ihn zur Erde, und greift die andern mit sol-

cher Hestigkeit an, daß sie die Flucht nehmen. Belton verfolgt sie nicht, sondern kehrt zu seinem Bedienten zurück, hebt ihn auf, schließt ihn in seine Arme, und ruft ihn mit Thränen bei Namen. Umsonst! Claudine antwortet nicht, sie ist in Ohnmacht gesunken. Belton nimmt sie auf seine Arme, trägt sie in seine Wohnung, die nicht weit entfernt war, legt sie auf sein eigenes Bett, und während alle seine Leute fort sind um einen Wundarzt zu hohlen, kann er sich nicht enthalten zu sehen, ob die Wunde gefährlich sei; er knöpft Claudinen die Weste auf, schiebt das blutige Hemd zurück und — wer beschreibt sein Erstaunen als er einen weiblichen Busen gewahr wird!

In demselben Augenblick kommt der Wundarzt. Er untersucht die Wunde; sie ist nicht tödlich; der Dolch war auf dem Brustbein abgeglitscht. Allein Claudine kommt immer noch nicht wieder zu sich. Man verbindet sie; man hält ihr Riechwasser vor. Belton, der

ihr den Kopf hält, wird eine Schnur an ihrem Halse gewahr; er zieht sie hervor und erblickt einen Ring. — — Es war der seinige, eben derselbe, den er auf dem Montanverdjener schönen Schäferinn gab, die er so grausam verlassen hatte. — Alles liegt nun am Tage; alle Räthsel sind gelöst. Aber Weldon faßt sich. Er läßt eine Wärterinn kommen, die Claudinen auskleidet und sie in ihr Bett trägt. Das arme Mädchen erhält endlich ihre Besinnung wieder. Mit Augen voll Verwunderung sieht sie bald die Wärterinn, bald den Wundarzt, bald ihren Herrn, bald Benjamin an, der, von dem Lärmen erweckt, halb nackt herbei geeilt war, und seinen Bruder mit kläglichem Geschrei umarmte.

Claudinen's erste Bemühung war, Benjamin zu trösten. Als sie darauf sich besann, was mit ihr vorgegangen sei; als sie fand, daß sie in einem Bette lag; und mit ängstlicher Unruhe daran dachte, daß man sie entkleidet habe, so griff sie hastig nach der

Schnur mit dem Ringe. Belton, der sie beobachtete, las in ihren Augen die Freude, welche sie darüber hatte, daß der Ring noch da war. Er entfernte sogleich alle Anwesende aus dem Zimmer, ließ sich an Claudinens Bette auf den Knien nieder, ergriff ihre Hand und redete sie so an:

„Beruhige Dich, liebstes Mädchen! ich weiß alles; zu unser beider Glück hab' ich's erfahren. Du bist Claudine, und ich war ein Ungeheuer. Nur auf Eine Art kann ich diesen Namen verlieren; Du allein kannst ihn in Vergessenheit bringen. Schon verdanke ich Dir mein Leben; laß mich auch meine Ehre Dir verdanken; ja, meine Ehre — ich bin ehrlos, nicht Du bist es. — Deine Wunde ist nicht gefährlich; Du wirst in kurzem wieder hergestellt seyn. Sobald Du ausgehn kannst, kommst Du mit mir zum Altar, nennst mich dort Deinen Gatten, und verzeihst mir ein schändliches Verbrechen, das ich mir selbst nie verzeihen werde. Diese Verbindung, wo-

nach ich mich sehne, um die ich hier auf meinen Knieen bitte, soll mir meine Ehre wiedergeben, mich adeln in den Augen aller derer, die einen Begriff von der Tugend haben. Claudine! ich hatte sie so lange verlassen, die Bahn dieser liebenswürdigen Tugend; aber sie ist mir jetzt doppelt theuer, da Du es bist, die mich wieder darauf zurück führt.““

Man denke sich das Erstaunen, die Freude, das Entzücken der guten Claudine! Sie wollte sprechen, aber Thränen erstickten ihre Worte. Jetzt ward sie den kleinen Benjamin gewahr, den man mit den übrigen hinaus geschickt hatte, und der aus ängstlicher Besorgniß um seinen Bruder, ganz leise die Thür öffnete, und sein niedliches Gesichtchen hinein streckte, um zu sehen was in dem Zimmer vorgehe. Claudine weist auf ihn und sagt zu Belton: „Da ist Ihr Kind! es wird Ihnen besser als ich antworten können.““ Belton stürzt auf ihn zu, nimmt ihn in seine Arme, und bedeckt ihn mit Küssen.

Dann trägt er ihn zu seiner Mutter und bringt den noch übrigen Theil der Nacht in beider Gesellschaft und einer so zufriedenen Stimmung zu, als er lange nicht mehr gekannt hatte.

Nach vierzehn Tagen war Claudine wieder hergestellt. Sie hatte Belton ihre ganze Geschichte erzählt, und war ihm dadurch nur noch werther geworden. Er liebte sie jetzt weit heftiger, als da er sie das erste Mal sah. Sobald Claudine stark genug war, um die Reise aushalten zu können, setzte sie sich in sittsamer weiblicher Kleidung mit Benjamin in Belton's Wagen, und so fuhren sie alle drei gerades Weges nach Salanches und stiegen dort bei dem braven Pfarrer ab. Dieser erkannte Claudinen nicht wieder. Belton ergökte sich ein Weilchen an seiner Verlegenheit. Endlich flog Claudine ihm in die Arme, erinnerte ihn an alle Wohlthaten, die er ihr erzeigt, und sagte ihm den Bewegungsgrund ihrer Reise. Der rechtschaffene Pfarrer hob dankend seine Augen zum Himmel;

und lief, die alte Madame Felix zu hohlen, die noch am Leben war und sich vor Freuden nicht zu lassen wußte, als sie Claudinen und Benjamin wiedersah. Den Tag darauf reiseten sie nach Chamounis ab, wo Belton, der katholisch war, verlangte, daß die Trauung öffentlich in der Pfarrkirche des Dorfes der Prieoren geschehen sollte.

Als sie daselbst ankamen, schickte Belton den Pfarrer von Salanches an den strengen Simon ab, und ließ bei ihm um die Hand seiner Tochter anhalten. Der Alte empfing ihn mit Würde, hörte ihn an, ohne jedoch sonderliche Freude darüber zu äußern, und gab mit ein paar Worten seine Einwilligung. Claudine kam und warf sich ihm zu Füßen; der Alte ließ sie einige Augenblicke liegen, dann hob er sie auf, aber ohne Freundlichkeit, und küßte sie, ohne sie an sein Herz zu drücken. Belton erhielt einen kalten Gruß. Die gute Manette, die man bei Claudinens Ankunft herbei gerufen hatte, weinte und lachte beständig. Als man nach der Kirche ging, trug

sie Benjamin auf dem einen Arm, und an dem andern führte sie ihre Schwester. Die beiden Pfarrer gingen voran; Simon folgte mit Madame Felix, die ihm wegen seiner Gleichgültigkeit Vorwürfe machte, hinten nach, und alle Kinder des Dorfes begleiteten singend den Zug.

So kam man zur Kirche, wo der Pfarrer von Chamounis seinen Amtsbruder von Salanches die Messe lesen ließ. — Die Hochzeit war glänzend; das ganze Dorf tanzte acht Tage hindurch. Belton hatte auf der Wiese an den Ufern der Arve Tische aufschlagen lassen, wo jedermann sich hinsetzen und nach Gefallen essen und trinken konnte. — — Er kaufte schöne Aecker für den alten Simon, aber der wollte sie nicht annehmen, und überwarf sich so gar mit unserm Herrn Pfarrer, welcher ihm darüber einen Verweis gab. Nannette war nicht so strenge; sie nahm die Aecker und ein hübsches Haus, das Belton ihr schenkte, an, und ist jetzt die reichste und glücklichste Frau in unserm Dorfe. Herr und

Madame Belton reiseten nach Verlauf eines Monaths wieder ab, und nahmen die Segenswünsche aller Einwohner mit auf den Weg. Sie sind jetzt in London, wo Benjamin schon fünf oder sechs Geschwister hat. —

Das ist meine Geschichte. Ich habe mich nicht kürzer fassen können, weil ich alles gern eben so erzählen wollte, als es der Herr Pfarrer erzählt, von dem ich sie oft gehört habe. Sie werden es mir verzeihen, wenn es Ihnen nicht Vergnügen gemacht hat.“

Ich dankte Franz Paccard herzlich, und versicherte ihm, daß seine Erzählung mich außerordentlich gerührt habe. Darauf stieg ich, im Geiste mit Claudinen beschäftigt, den Montanverd hinab, und nach meiner Zurückkunft nach Genf, schrieb ich diese Geschichte nieder, so wie sie mir Paccard erzählt hatte, ohne einmal die Fehler gegen den guten Geschmack und den Styl zu verbessern, welche die Kenner darin ohne mein Erinnern entdecken werden.

Z u l b a r. *)

Indianische Novelle.

„**N**ein, ihr betrügt mich nicht länger, ihr treulosen, schändlichen Erdebewohner! Zu lange huldigte ich den Scheintugenden, die ihr zur Schau tragt; zu lange schloß ich die Augen, wenn ihr handeltet, und öffnete die Ohren, sobald ihr sprachet, um euch für gut halten zu

*) Diese Novelle, die mir immer unbegreiflich gewesen ist, habe ich von einem Gesandten des Tippo Saib, der zwar ein wenig Misanthrop, aber sonst ein sehr gefälliger Mann war. Nur aus Erkenntlichkeit gegen diesen braven Indianer, dem es viel Zeit kostete, sie für mich zu übersetzen, gebe ich ihr hier einen Platz. A. d. V.

können! Ich war bemüht, euch in dem Augenblick, da ihr achtungswürdig scheinen wolltet, zu bewundern, und in den Jahren, da ihr es nicht waret, verlor ich euch aus den Augen. Nun bin ich es endlich müde, noch länger den Vertrag der Lügen zu halten, den man beim Eintritt in die Welt unterzeichnet. Verächtlich ist mir jetzt diese Gesellschaft von Geschöpfen, die zu gleicher Zeit hochmüthig und kriechend, bewundernd bis zum Neide, und tadelnd bis zur Verachtung, durch Geißen nach Lob, und durch Vergessenheit der Tugend, durch Liebe zur Trägheit, und durch Bedürfniß der Thätigkeit in entgegengesetzte Parteien getheilt, hier gegen die lange Weile ankämpfen, und dort sich zerreißen, um sich nur das Leben zu fristen! Die Natur, welche sie behandelt, wie sie's verdienen, hat sie zu einer schrecklichen Menge von Uebeln verdammt. Aber an diesen haben sie noch nicht genug gehabt; sie sind mit einander überein gekommen, noch tausend andre zu erfinden, in der Hoffnung, daß ihre Nachbarn sie würden tragen

müssen; und unter allen Verträgen, die sie geschlossen, ist dieß der einzige, welchen sie nie gebrochen haben — — — Aber wozu all diese vergeblichen Klagen? Bin ich nicht dem verächtlichen Sklaven gleich, den sein Herr in ein abscheuliches Karawanserai geschickt hatte? „Wenn es dir dort nicht gefällt,“ hatte der Herr zu ihm gesagt, „so erwarte mich; in wenig Tagen hole ich dich ganz gewiß wieder ab: kannst du es aber nicht aushalten, so hindert dich nichts, den Ort auch ohne mich zu verlassen.“ Der Sklave wartete in Verzweiflung auf seinen Herrn; die Thür bemerkte der Schwachkopf nicht.“

So redete Zulbar, ein Jüngling, der schon früh Ungerechtigkeit und Undank erfahren hatte. Er befand sich jetzt in einem ungeheuren Walde; einsam und still war es ringsumher; ein fürchterliches Gewitter hatte so eben Gluthen von Regen und Hagel herabgegossen, hin und wieder leuchtete noch ein Blitz durch das dunkle Grün; der Donner rollte in der

Ferne; da wandelte der unglückliche Zulbar, kraftlos vor Ermüdung, und vom Regen durchnäßt, — Zulbar, den sein Vaterland ausgestoßen hatte, der jetzt als Flüchtling und mit Lumpen bedeckt umherirrte, — mit langsamen Schritten und gesenktem Haupte unter dem Gewölbe der Kokosbäume. Auf einmal reißen ihn jene Betrachtungen fort; er steht still, zieht seinen Dolch und hebt schon den Arm auf, um sich das Herz zu durchbohren, als sich, noch plötzlicher, eine Stimme hören läßt, die ihm zuruft: „Schone Dein Leben; Du kannst mir noch nützlich seyn!“ — „O ich bin es müde, nützlich zu seyn,“ erwiderte er mit Verachtung; „ich habe der Undankbaren nur zu viele gefunden.“ Doch indem er diese Worte sprach, hatte sich schon sein Dolch gesenkt, und unwillkürlich lenkte er seinen Schritt nach der Gegend hin, wo die Stimme hergekommen war. Da er rings um sich her kein menschliches Wesen erblickte, rief er aus: „Wo bist du denn? Zeige dich den Augenblick! Was verlangst du?“

„Ich verlange,“ gab die Stimme zurück, „daß du dich bis zur Wurzel dieses wilden Rosenstrauchs bückest. Sieh hernieder auf den Boden, und hebe dieß Rosenblatt auf, dessen Schwere meine Bewegung gehemmt hat.“

Zulbar erstaunt, sucht aufmerksam umher, und wird das Rosenblatt gewahr. Er hebt es mit der Spitze des Dolches auf, den er noch in der Hand hielt, und sieht — eine Ameise, welche die schweren Regentropfen von ihrem Rücken schüttelt, sich mit ihren Fühlhörnern abtrocknet, dann zu Zulbars Füßen hinfriecht, ihm ins Auge blickt und so ihn anredet:

„Dank dir, edelmüthiger Fremdling! Seit einer Stunde beinah saß ich unter diesem Blatte, und konnte nichts als meinen Kopf frei machen. Ohne deinen mitleidigen Beistand hätte ich vielleicht mein Leben geendigt, und das würde mir sehr Leid gethan haben; denn ich bin mit meinem Schicksale recht wohl

zufrieden. Du scheinst es mit dem deinigen gar nicht zu seyn; ich habe deine bitteren Klagen gehört, habe dich im Begriff gesehn, dir das Leben zu nehmen. — O, welch ein süßes Geschäft würde es mir seyn, mein theurer Wohlthäter, wenn ich dazu beitragen könnte, dir deinen Zustand erträglicher zu machen!“

„Himmel! wer bist du denn?“ antwortet Zulbar, dessen Erstaunen den höchsten Grad erreicht hat, „woher hast du die Sprache? woher den Verstand?“ — „Du würdest in große Verlegenheit gerathen,“ erwiederte das Insect, „wenn ich dir die nämlichen Fragen vorlegte. Aber ich will es dir sagen, wer ich bin; nur erzähle du mir zuerst deine Unglücksfälle; vielleicht werde ich dir mit meinem Rathe dienen können. Es scheint, — wenigstens sagtest du so, — daß du dich sehr über die Menschen zu beklagen habest. Das wundert mich gar nicht, sie taugen fast alle nichts. Doch habe ich immer geglaubt, daß man mit ein wenig Aufmerksamkeit ihrer Bosheit sehr wohl

wohl entgehen könne; und von allen Unglücklichen, die ich noch sahe, hatten sich die mehesten ihr Elend selber zugezogen.“

„Du bist sehr strenge,“ unterbrach der Indianer das Insect; „ohne Zweifel wirst du es mir auch noch beweisen wollen, daß das Blatt hier, unter dem du zu erliegen glaubtest, durch deine eigene Schuld auf dich gefallen sei.“

Mit diesen Worten setzte sich Zulbar neben die Ameise nieder. Das Thierchen kroch, um ihn besser hören zu können, auf einen Zweig des wilden Rosenstrauches, und Zulbar hob seine Erzählung folgender Gestalt an:

„Ich bin der Sohn eines reichen Juweliers aus der Stadt Tipra. Mein Vater war mit dem Vermögen, das er sich durch seine Arbeiten erworben hatte, zufrieden, und wollte nicht, daß ich sein Gewerbe fortsetzen sollte. Er bauete sich ein artiges, bequemes Haus in einem Dorfe, das ziemlich weit von der Haupt-

stadt entlegen war, und kaufte die Ländereien, die um dasselbe herum lagen. Sein Tod machte mich in meinem achtzehnten Jahre zum Besitzer eines eben so schönen als einträgliches Landgutes, eines anmuthigen Ruhesitzes und einer großen Summe baaren Geldes. Ich hatte eine Schwester, die etwas jünger war als ich; ein Mädchen von ausgezeichnete Schönheit, und von himmlischem Charakter. Sie vereinigte in sich alle Gaben, die ein Frauenzimmer liebenswürdig, alle Eigenschaften, die es verehrungswerth machen können. Ihr Name war Balfis. Wir hatten uns gegenseitig versprochen, einander nie zu verlassen.

Unser Erbtheil hatte uns beide weit über unsre Bedürfnisse reich gemacht, und wir beschlossen, mit unserm Ueberfluß das Glück anderer zu befördern. Unser Haus stand unsern Nachbarn, den Fremden, den Reisenden offen, aber vorzüglich war es die Freistätte der Armen. Wohlthun und Gastfreiheit verursachten unsre größten Ausgaben. Meine Schwe-

ster hatte sich die Besorgung der Almosen, der geheimen Unterstützungen, der Hülfe die wir den Kranken angedeihen ließen, und der Mitgaben, womit wir arme junge Mädchen ausstatteten, zum Geschäft gemacht; ich hatte es übernommen, den Handwerkern, welchen es an Verdienst fehlte, stets Arbeit zu verschaffen; und die Fremden zu bewirthen, die uns in unsrer ländlichen Einsamkeit besuchten. An Festtagen fanden unsre guten Landleute beständig, zwar ein einfaches, aber hinreichendes Mittagsmahl bei uns, das wir ihnen vor unsrer Thür anrichten ließen, wo wir selbst mitten unter ihnen saßen. Dann kam Musik, bei der wir alle zusammen bis spät in die Nacht tanzten, und niemals nahmen unsre Gäste von uns Abschied, ohne uns mit Blumen zu kränzen, unter Freudenthränen uns die Hände zu küssen, und für uns den Schutz des Himmels zu erflehen.

Vier Jahre lebte ich im Schooße dieser glücklichen Eingezogenheit, deren Freuden man

leider! nicht eher recht schätzen lernt, als bis man sie entbehren muß. Ich war ohne Wünsche, ohne Reue; ich liebte meine Schwester und ward wieder von ihr geliebt. Diese reine Freundschaft that unsern Herzen Genüge. Ich hörte Balkis Namen von allen segnen, die sie kannten. Balkis hörte bisweilen, daß man auch den Namen ihres Bruders nicht ohne Segenswünsche aussprach, und das war für uns die größte Belohnung. Kurz, ich war ohne Zweifel der glücklichste unter allen Sterblichen. Eines Tages besuchte mich ein junger Fakir aus der Nachbarschaft, der alle Woche sich neuen Vorrath an Lebensmitteln hohlte.“

„Zulbar,“ sagte er zu mir, „weißt du schon die Neuigkeit?“ — „Nein!“ antwortete ich; „was denn für eine?“ — „So eben ist die Gemahlinn des Königs von Tipra gestorben. Er läßt einen Befehl bekannt machen, dem zu Folge alle Mädchen von sechzehn bis zwanzig Jahren, in seinem ganzen Königreiche, sich auf einer großen Wiese in der Nähe der

Hauptstadt versammeln sollen. Mitten auf derselben ist ein schmaler Steig vom feinsten Sande, in welchem man mit der äußersten Spitze eines Stäbchens geheime Charaktere schreibt. Diesen Steig sollen alle junge Mädchen, eine nach der andern, auslaufen, und diejenige, deren leichter Fuß keinen der geschriebenen Züge berührt hat, wird Königin von T i p r a. — „Was kümmert es mich,“ versetzte ich, „daß unser König die Leichtfüßigste seiner Unterthaninnen zur Gemahlinn haben will.“ — „Wie?“ erwiederte dieser, „willst du nicht dem Befehl des Königs gehorchen? Soll deine Schwester B a l k i s sich nicht nach der Wiese begeben? Der Himmel wird sie zur Belohnung ihrer Tugend auf den Thron setzen. Welche Ehre wartet dort auf sie! Wie viele Wohlthaten wird sie dann auszuspenden im Stande seyn! Bedenke daß ihr Bruder Z u l b a r, dessen Weisheit und Talente in diesem armseligen Dorfe gleichsam vergraben sind, alle die trefflichen Gaben, von deren Gebrauch er der Gottheit Rechenschaft schuldig ist, bald

zur Beglückung eines ganzen Volks wird anwenden können! Kurz, vergiß es nicht, daß Religion und Vernunft dir verbiethen, dich den Rathschlüssen des Himmels zu widersehen!“

Diese Rede machte mich nachdenkend. Meine Zärtlichkeit für Balkis, die Hoffnung, sie auf einem Thron zu sehen, — ich fühlte, daß sie seiner würdig war, — die Ueberzeugung von dem Glück, das sie ihren Unterthanen verschaffen würde, der Wunsch — — —

„— ihr Minister zu seyn,“ unterbrach ihn die Almeise; „das war der Bewegungsgrund, der für den Rath des Fakirs entschieden, ohne daß du es dir selbst vielleicht bewußt warst. O ich kenne die Stärke dieser uneigennütigen Grundsätze, in welche der Eigennuß sich hüllt, wenn man seine Ehrsucht oder Eitelkeit vor seinen Augen verbergen will. Du erinnerst mich an den Fuchs, den ich einst in einem Eisen gefangen sah. „Sieh,““

sagte er mit klagender Stimme, „wie theuer mir die Liebe für meine Brüder zu stehen kommt. Ich sah diese Falle im Vorbeigehn, und weil ich fürchtete, die Lockspeise in derselben möchte einen unerfahrenen Fuchs in's Verderben ziehen, so wollte ich das trügerische Fleisch herausnehmen, aber sie schloß sich über mir zu.“

„Ich will nicht weiter davon sprechen, Zulbar; denn ich sehe, du bist sehr unglücklich. Nun, deine fernere Geschichte?“

„Es scheint, du weißt sie schon,“ fuhr der Indianer traurig fort. „Ich führte meine Schwester nach der Wiese. Der König wählte sie. Von diesem Augenblick an ward sie Beherrscherinn des Königreichs; von ihr hing die Besetzung aller Stellen ab. Ich selbst ward mit Ehrenbezeugungen überhäuft, allenthalben war ich willkommen, man kam mir mit Aufmerksamkeit zuvor, ich ward der Abgott des Hofes, der Gegenstand der allgemeinen Huld;

gung. Ich war jung, reich, leichtgläubig und der Bruder der Favorite; die Mairs, die Höflinge drängten sich nach mir, verschwanden an mir ihre Schmeicheleien und buhlten wetteifernd um meine Freundschaft. Ich war nicht farg damit; ich glaubte mich geliebt, und liebte wieder. Gutherzig genug theilte ich unter meine zahlreichen neuen Freunde meine Güter, mein Ansehn, meine Reichthümer; verkaufte alle meine Ländereien, um mit dem daraus gelöseten Gelde ihnen Vorschuß zu thun; ich quälte meine Schwester unaufhörlich, um alles für meine Freunde zu erhalten, was sie wünschten, und ich glaubte mich durch die unbegrenzte Dankbarkeit derer die ich mir verpflichtet hatte, durch die Lobsprüche, mit denen sie mich überhäuften, und durch die zärtliche Liebe, die sie mir bezeigten, hinlänglich für alle meine Mühe und für den Verlust meines Vermögens belohnt.

So viel Lobpreisungen und so viel Freunde machten endlich meine Schwester kühn genug,

mich zum Bezir ernennen zu lassen. Der ganze Hof gab dieser Wahl seinen Beifall; ich ward mehr, als jemahls, mit Lobsprüchen und Schmeicheleien überhäuft. Man sprach schon von den glorreichen Veränderungen, die meine Verwaltung hervorbringen werde; man unterhielt sich von nichts, als von dem Ruhm, den ich erlangen würde, und da ich den großen Geist, den ich besitzen mußte, gar zu oft preisen hörte, so glaubte ichs endlich selbst, und nahm mir vor, mich als solchen zu beweisen. Ich stand meinem Amte mit aller Thätigkeit und Treue vor, ich wandte alle meine Zeit und Kräfte an, um eine gute Ordnung in die Geschäfte des Reichs zu bringen, es selbst blühender zu machen und dem Volke seine Lasten zu erleichtern. Bis dahin war ich verschwenderisch mit meinem eigenen Vermögen umgegangen; ikt geizte ich mit dem Gelde des Königs. Ich schränkte die vielen unnützen Ausgaben ein, bezahlte nur wirkliche Dienste, und brachte es beinahe zu gleicher Zeit dahin, den öffentlichen Schatz zu verdoppeln und die Auslagen

um die Hälfte zu verringern. Durch diesen Erfolg meiner Verwaltung glaubte ich die gute Meinung zu rechtfertigen, welche man von mir gefaßt hatte; ich rechnete darauf, daß ein so wohl gelungener Plan meine treuen Freunde noch hundertmahl glücklicher als mich selbst machen müsse: — allein was war aus meinen Freunden geworden? Man murrte schon laut gegen mich, man schmiedete Rabalen um mich zu stürzen; diejenigen, unter welche ich mein Vermögen vertheilt hatte, arbeiteten am eifrigsten an meinem Untergange, besonders war der Fakir, eben derselbe junge Fakir, dessen verderbliche Rathschläge mich an den Hof brachten, und dem ich zur Belohnung die Stelle eines Oberpriesters gegeben hatte, an der Spitze meiner Feinde. Der König begegnete mir mit jedem Tage kälter; je besser ich ihm diente, je weniger liebte er mich; ich ward vom Hofe und von der Stadt verabscheuet, alles hatte sich zu meinem Verderben verschworen, und ohne Balkis Schutz hätten meine Verfolger ihren Wunsch, mich auf

dem Schaffott sterben zu sehn, zur Erfüllung gebracht.

Der einzige Gedanke tröstete mich indessen: daß das Volk, bei allem Druck, worunter es die *Nairs* noch hielten, jeß doch glücklicher sei, als unter meinen Vorgängeru. Die Straflosigkeit, deren diese Großen genossen, hatte ihnen die Ueberzeugung eingeßößt, daß die Gesetze nicht für sie gemacht wären. Ich ergriff die Gelegenheit, die sich mir darboth, sie eines andern zu belehren. Der erste Polizeibediente stattete mir eines Morgens den Bericht ab, daß zwei junge *Nairs* den vergangenen Abend in Streit mit einem armen Weber gerathen wären, und ihn mit ihren Bambusstöcken so lange geschlagen hätten, bis er todt liegen geblieben sei. Sogleich ließ ich sie beide hohlen, und hörte aus ihrem eigenen Munde das Geständniß ihres Verbrechens. Ich zeigte ihnen das Gesetz, das sie vernurtheilte, und ließ sie den Elephanten vorwerfen.

Diese strenge Gerechtigkeit, von der man noch nie ein Beispiel erlebt hatte, brachte den ganzen Hof auf. Kaum konnte mir meine Schwester das Leben retten; aber ich ward der Abgott des Volks, das mich seinen Freund, seinen Vater nannte, und — weil es sahe, daß ich ihm beistand, wenn es angegriffen wurde, — gar nicht zweifelte, mich eben so willig auf seine Seite treten zu sehn, wenn es selbst der angreifende Theil wäre. Den Tag darauf waren zwei Weber mit einem Nair in Streit gerathen, und hatten ihn mit ihren Stöcken so lange geprügelt, bis er unter den Schlägen den Geist aufgegeben hatte. Ich ließ die beiden Weber hohlen, die ihr Verbrechen mit ihrem eigenen Munde bestätigten. Ich zeigte ihnen das Gesetz, das sie verurtheilte, und ließ sie — den Elephanten vorwerfen.

Von diesem Augenblick an ward ich tödlich gehaßt von eben dem Volke, das mich den Tag vorher angebethet hatte; und da ich hier keine Schwester hatte, die jeden Wüthenden hätte be-

sänftigen können, so drängte sich ein ungeheurer Haufen mit Feuer und Schwert zu meinem Pallaste. Meine ehemaligen Freunde waren die Anführer, meine Sklaven öffneten ihnen die Thüren, meine Weiber bezeichneten ihnen meine Zimmer. Ich hatte kaum noch Zeit, durch einen unbekannten unterirdischen Gang zu entweichen, der mich auf das Feld führte. Ich vertauschte mit einem Bettler meine Kleider, und verbarg mich tief in den Wäldern. Bald aber führte mich meine zärtliche Liebe zu meiner Schwester in die Stadt zurück und ließ mich allen Gefahren Troß biethen. Dort hörte ich einen öffentlichen Ausrufer demjenigen, der meinen Kopf bringen würde, tausend Goldstücke verheißten; ich erfuhr, daß Balkis vom Könige verstoßen, und so eben über die Grenze gebracht sei. Unter meinen Lumpen versteckt, folgte ich von fern der Spur meiner Schwester; ich irrte von Wüste zu Wüste, ging nur des Nachts und hielt mich verborgen. In die Dörfer wagte ich mich bloß, um ein Almosen zu erbetteln. Ach! es ward mir an

der Thür meines eigenen Hauses versagt; wimmernd vor Hunger, benetzte ich die Schwelle meiner ehemaligen Wohnung mit Thränen; da wo das Unglück so oft bei mir eine Freistätte gefunden hatte, glaubte ich jetzt im Elende zu verschmachten. Endlich bin ich nach unbeschreiblichen Beschwerlichkeiten, und nach dem ich hundertmahl dem Tode getroßt, und den Kelch der Schande bis auf den letzten Tropfen ausgeleert habe, über die Grenzen des Königreichs Tipra gekommen; aber Balkis habe ich nicht wiedergefunden. Ich fühle, daß ich, von ihr getrennt, nicht leben kann, und ohne dich, hätte mich schon ein Dolchstich von allem Unglück frei gemacht. Behauptest du noch, daß es verdientes Leiden war?“

„Allerdings“ erwiederte die Ameise. „Warum glaubtest du dem Fakir, der deine Talente lobte? Warum führtest du deine Schwester vor den König? Warum nahmst du die Bezierstellen? Ich könnte dir noch viel solcher Fragen vorlegen, wenn ich wollte. Du

wußtest es also nicht, Freund, daß es nur ein einziges Gut in dieser Welt gibt; und daß Verborgenheit es ist; Verborgenheit, dieß Geschenk des Himmels, das Brahma nur seinen Lieblingen ertheilt; Verborgenheit, die Quelle der Ruhe, der Ursprung aller Glückseligkeit. Du warst in ihrem Besiz, Unbesonnener, und gabst dir Mühe, diesen Schatz zu verlieren! Du quältest dich, damit du dem Schicksale Gelegenheit gäbst, dir Qualen zuzubereiten!

Ich war bei weitem nicht mit allen den Vorzügen geboren, welche du von der Natur erhieltest. Als ältester Sohn des Königs von Baghnagur sollte ich sein Nachfolger in der Regierung werden, und ohne meinen Freund, einen Braminen, wäre ich auch diesem Unglück nicht entgangen. Dieser Bramine, Namens Dabchelim, lehrte mich frühzeitig die Weisheit; eine Wissenschaft, welche man gewöhnlich für schwer, für langweilig, mühevoll und verwickelt hält,

und die am Ende doch nur in zwei Regeln besteht: Thue nichts Böses, und lebe verborgen.

Von meinem siebzehnten Jahre an dachte ich mit Widerwillen an meinen Rang, an meine Hoheit, und an den Thron, dessen naher Besitz mir drohte. Ich fing an, die Menschen kennen zu lernen; ich sahe eben mein Vaterland durch einen bürgerlichen Krieg, den blutigsten und schrecklichsten, der je an den Ufern des Ganges geführt worden war, zur Einöde gemacht. Die Ursache dieses fürchterlichen Krieges war — das Vorrecht, spitze Mühen zu tragen, das einer gewissen Caste zustand. Die andern Casten hatten verlangt, daß jedermann runde Mühen tragen sollte, und diese wüthenden Thoren verheerten das Getreide auf dem Felde und ganze Dörfer, würgten ihre Väter und Brüder, entweder um eine Art Mühen zu behalten, die ihnen niemals einen Kopfschmerz vertrieben hatten, oder um andern einen Kopfschuß streitig zu machen,
über

über den sie laut spotteten, und der doch im Geheim ein Gegenstand ihres Neides war.

So viel Bosheit beim Hochmuth, so viel Verkehrtheit beim Unverstand, als ich an den Menschen bemerkte, stößten mir gegen sie nicht die Verachtung, die sie verdienen, sondern jenes demüthigende Mitleiden ein, das man als ihres Gleichen empfinden muß. Ich beschloß, sie zu fliehen, und mich am äußersten Ende der Welt zu verbergen, damit ich nicht das Unglück hätte, mit so böshaften Thoren leben zu müssen. Mein Vater starb, und noch an seinem Todestage fertigte ich eine Urkunde aus, durch welche ich meinem Bruder Krone und Scepter abtrat; ich reis'te mit Dabchelim ab, und ließ mich mit ihm in diesem einsamen Walde nieder, dessen wundervolle Natur du wohl nicht ahnden solltest.

Hier baueten wir uns eine Hütte; wir pflanzten die Bäume, von denen wir uns nähren wollten, zusammen in Einem Garten; wir

bestellten den Boden, und unsre ruhigen Tage verfloßen unter Arbeit, unter Ausübung der Tugend und im Genuß der Freundschaft. Hier lebten wir hundert Jahr ohne Kummer und in steter Gesundheit. Uns quälte keine Furcht, keine vergebliche Hoffnung; wir waren von der Welt vergessen, sie wußte nichts von unserm Daseyn; nur für uns, nur durch uns selbst genossen wir jenes erste Gut, die Ruhe; jenen süßen Frieden, dessen Reize die armen Sterblichen nicht zu empfinden vermögen; jene sanften und lebhaften Gefühle einer Freundschaft, die durch die Einsamkeit immer neue Stärke gewinnt; die uns alles, was uns mangelt, ersetzt; die mit jedem Vergnügen, das sie theilt, und mit jedem, dessen Stelle sie ersetzt, sich verschönert. O wie glücklich waren wir! Das ganze Jahrhundert unsers Lebens schien uns ein kurzer Augenblick zu seyn. Unsere langen weißen Bärte erinnerten uns, daß wir am Ziele unsrer Laufbahn wären, aber unser Herz und unser Geist hatten noch Jugendkraft. Da erschien uns Brahma im Traum

um unser Glück vollkommen zu machen, und sagte: „Söhne Adimo's! Ihr habt die wahren Güter des Lebens kennen gelernt, es ist Zeit, daß Euer reiner Geist die Hülle, die er so lange bewohnt hat, abstreife; es ist Zeit, daß er einen andern Staub beseele, und die Verwandlungen beginne, denen Wisnu ihn unterworfen hat. Aber Ihr sollt Euch nicht trennen; nur Euren Platz in der Reihe der Wesen, nicht Eure Denkungsart sollt Ihr verändern. Fangt denn Euer neues Leben an, und seid ewig glücklich. Liebt Euch, arbeitet und bleibt verbunden!“

Mit diesen Worten verschwand er. Ich erwachte sogleich und befand mich unter einem Thymianbusch zur Seite meines Freundes, der, so wie ich, zur Ameise geworden war. Wir freuten uns über unsre Verwandlung; wir sahen es als Belohnung an, daß wir unsre Empfindungen und Neigungen beibehalten konnten; daß wir ein neues Leben anfangen, und jetzt noch weniger Raum in der Welt, als im

vorigen Zustande einnahmen. Wir hohnten uns unter dem Tymianbusche unsre Wohnung aus; dann krochen wir in den Gegenden um unsern neuen Aufenthalt umher, und erfuhren, daß alle Thiere in diesem Walde Menschen gewesen waren, wie wir. Aber sie sind glücklich oder unglücklich, bestraft und belohnt, je nachdem sie Gutes oder Böses gethan haben. Die Verläumder sind Schlangen geworden, deren Nahrung ihr eigenes Gift ist; die Geizigen sind in Hamster verwandelt, die neben ihrem Vorrath vor Hunger sterben; die Neidischen sind zu Wespen geworden, die bei einer Honigscheibe den Geist aufgeben. Die Eroberer, die kriegerischen Fürsten, alle die Ruhmsüchtigen, die den Erdboden mit Trauer und Schrecken erfüllten, sind schüchterne Mehe, selbst der Furcht unterworfen, und verdammt, für jeden Soldaten, den sie ehemahls ihrer Ruhmsucht geopfert, einmahl unter den Klauen der Leoparden zu sterben. Aber die guten Könige sind in Bienen; die treuen Väter in Tauben; die tugendhaften Menschen in

mancherlei Vogel verwandelt. Sie arbeiten, lieben und singen, wie sie es in ihrem ersten Leben gethan haben.

So sind die Bewohner dieses Waldes beschaffen, welcher den Namen des Waldes der Verwandlungen führt. Schon vierzig Jahre lebe ich in demselben mit meinem geliebten Dabchelim als Ameise. Wir sind uns einer dem andern genug, und unter allen Thieren dieses Waldes haben wir bloß mit einem alten Löwen, der Darud heißt, Freundschaft geschlossen. — Du wirst dich über diese Verbindung wundern! O mein Freund, du weißt es noch nicht, daß die Seele von keinem Hochmuth mehr weiß, wenn sie ihre menschliche Hülle abgelegt hat; daß sie dann keinen Unterschied mehr unter dem so oder anders geformten belebten Stoff findet; daß Löwe und Ameise in ihren Augen sich gleich werden; wie sie es in Brahma's Augen sind. Dieser würdige, brave Löwe, welcher uns beinah alle Tage besucht, war ehemals ein gemeiner Soldat, der sechzig

Jahr für das Wohl seines Vaterlandes focht, sechzig Jahr tugendhaft, unbestechlich und wachsam war, und immer von seinen Königen vergessen blieb. Die Menschen haben ihn als gemeinen Soldaten sterben lassen; Brahma hat ihn zum Löwen gemacht. Er ist es, der bisweilen die Eroberer, die Oberhäupter der Parteien, die Ruhestörer ganzer Völker, die jetzt Rehe sind, verzehrt; er rächt jetzt das Menschengeschlecht an seinen Verfolgern, so wie er es ehemahls vertheidigt hat.

Der gute Darud hat uns heute Morgen besucht: ich habe Dabchelim bei ihm gelassen. Ich verließ unsre Wohnung, ungeachtet der Warnung und Erinnerung meines Bruders, daß die Blätter noch naß wären, und daß ich Schaden nehmen könnte. Ich glaubte ihm nicht. Jetzt war ich bis zu diesem wilden Rosenstrauche gekommen, und wollte auf eine Rose hinauf kriechen; aber ein Blatt, das vom Regen schwer war, fiel mit mir zu Boden. Ohne deine Hülfe hätte es

meinem Leben ein Ende gemacht. Du siehst also, Zulbar, daß ich auch dieses Unglück mir zuzog, weil ich die Vorschrift des Weisen vergaß: während des Ungewitters, und noch lange nachher, weiche nicht vom Busen deines Freundes!

Willst du bei uns bleiben; hat dir dein Unglück, wie ich es glaube, die verderblichen Güter, welche nur den Neid der Thoren erwecken, zuwider gemacht, so bieth' ich dir mit Freuden die Hütte an, die Dabchelim und ich uns gebauet hatten. Dort werden deine Tage in süßem Frieden dahinfließen; du wirst ruhig und unbekannt leben; du wirst sogar dich für glücklich halten können, wenn du dir folgende Wahrheiten, die mich Dabchelim gelehrt hat, wohl einprägst: „Schweigen ist besser, als Sprechen; Sitzen besser, als Stehen; Schlafen besser als Wachen; und das höchste Gut ist der Tod.“

Die Ameise schwieg, und Zulbar, der ihrer Erzählung, mehr gerührt als erstaunt, zugehört hatte, nahm ihr Anerbieten mit Dankbarkeit an. Die Hoffnung, sein Leben in unbekannter Eingezogenheit zu endigen, erfüllte seine Seele mit Freude, aber der Gedanke an Balkis mischte noch in diese Freude Bitterkeit. Er machte sich auf, um zu Dabchelim zu gehn; die Ameise zeigte ihm den Weg. Als sie einige Schritte gethan hatten, hörten sie ein Brüllen, das Zulbar in Schrecken setzte, so daß er stehen blieb. „Entsetze dich nicht,“ sagte ihm die Ameise, „das ist unser Freund Darud, der sein Straßamt verwaltet.“ — Bald kamen sie zu dem Thymianbusch, wo die beiden Freunde wohnten, und der erste Gegenstand, den Zulbars Augen trafen, war ein in Ohnmacht gesunkenes Frauenzimmer, zu dessen Füßen ein Löwe lag, der den Körper eines zerrissenen Menschen in seinen blutigen Taten hielt. Zulbar stürzt mit einem lauten Schrei zurück, aber bald verdrängt die Freude seine Furcht, er eilt hinzu, und schließt

Balkis in seine Arme. Ja, sie war es; es war seine Schwester, welcher der undankbare Fakir, den Zulbar an den Hof rief, und der lange Zeit für sie brannte, nachgefolgt war, als man sie über die Grenze von Tipra gebracht hatte. Erst in diesem Walde hatte er sie erreicht; sie war allein und hilflos. Aber eben, da sie das Opfer seiner schändlichen Lüste werden sollte, kam der Löwe Darud auf ihr Geschrei herzugelaufen, riß den Fakir in Stücken, legte sich dann zu Balkis Füßen, und wartete mit Ungeduld darauf, daß sie den Gebrauch ihrer Sinne wiederbekommen möchte.

Zulbars Sorgfalt, seine Anstrengungen und seine Stimme brachten sie bald ins Leben zurück. Sie schlug die Augen auf, erkannte ihren Bruder, warf sich in seine Arme, und hielt ihn lange an ihr Herz gedrückt. Dann kehrten sie beide zum Löwen zurück, der sie mit liebevollen Blicken ansah; sie drängten sich an seinen Hals, und badeten seine lange

Mähne mit dankbaren Thränen, unterdessen die beiden Ameisen, durch dieses süße Schauspiel gerührt, ihre Empfindungen theilten und ihres Glücks mit ihnen genossen.

Dabchelim und der alte Darud hörten von der ersten Ameise Zulbars Begebenheiten, und beide, so wie der Prinz von Baghnadur selbst, versprachen ihm ewige Freundschaft. Sie führten den Bruder und die Schwester in die Hütte, die sie bewohnen sollten. Darud schlug seine Wohnung vor der Thür auf; Dabchelim und sein Freund ließen sich im Garten nieder. Zulbar und seine geliebte Balkis, die sich nun endlich in der Gesellschaft vernünftiger Wesen befanden, stimmten beide dahin überein: daß zur Glückseligkeit des Lebens nichts weiter gehöre, als recht treue Freunde, und ein verborgener Ruheplatz.

C a m i r e h.

Amerikanische Novelle.

Einst warf ich einem Spanier, der kürzlich von Buenos Ayres zurück gekommen war, die schrecklichen Grausamkeiten vor, deren sich seine Landsleute bei ihren ersten Eroberungen schuldig gemacht haben: ich erinnerte ihn mit Schauern an die Verbrechen, welche den Ruhm der Cortez, der Pizarro und vieler andern Helden befleckten; — Männer, deren Talente und Muth sonst vielleicht alles übertraf, was wir im Alterthume so sehr bewundern: — und ich beklagte es, daß die Geschichte eines für Spanien so schönen, so glänzenden Zeitraumes, in die Annalen desselben mit Blut eingetragen sei.

Mein Spanier hörte mir mit geduldiger Höflichkeit zu. Thränen traten ihm in die Augen, als ich den Namen Las Casas nannte. „Das ist unser Fenelon,“ sagte er; „er hat zwar keinen Telemach geschrieben, aber er ist beide Hälften Amerika's durchgereist, um hie und da einen Indianer zu retten; er hat Meere durchschifft, um ihre Sache vor dem Rathe Carls V. zu vertheidigen, wie Ihr Erzbischof von Cambray der Vertheidiger der Protestanten war, die von Ihren Vorfahren in den Cevennischen Gebirgen ermordet wurden. Die Franzosen verfolgten noch am Ende der Regierung Ludwigs XIV. Andersdenkende: und was waren wir, was war Europa im sechszehnten Jahrhundert? dem Jahrhundert, das durch unsre großen Entdeckungen, durch Italiens Schöne Künste, durch die neuen Religionsparteien in Deutschland, und durch die in allen Ländern begangenen Gräueltthaten ewig denkwürdig bleiben wird. Die Portugiesen, unsre Nachbarn erwürgten die überwundenen Völker

Amerikanische Novelle. 189

auf der Küste von Malaba", an den Gestaden von Ceylan und auf der Halbinsel Malacca. Die Holländer, denen sie weichen mußten, waren nicht minder grausam, als sie. In Schweden floß unter dem Nero des Nordens und dem Erzbischof von Upsala *) das Blut der Senatoren und Bürger von Stockholm. In London waren die Scheiterhaufen für Lutheraner und Katholiken bereits angezündet, und schon bauete man das Schaffott, auf welchem vier Königinnen von England **) bluten sollten. Zu Paris — — Sie erinnern sich ohne Zweifel des Namens der Guisen, und der fürchterlichen Nacht des 24sten Augusts im Jahr 1572. Doch ich will nicht weiter davon sprechen. Wir wollen einander nichts vorwerfen; wir sind alle Unmenschen gewesen. Die Geschichte mag das traurige Geschäft behalten, der Nachwelt die Verbrechen unsrer Vorfahren

*) Christiern II. und Troll.

**) Anna Bolen, Catharina Howard, Johanna Gray und Maria Stuart.

aufzubewahren; wir wollen, wenn es möglich ist, uns nur ihre guten Handlungen ins Gedächtniß zurück rufen, und oft davon sprechen, um es ihnen gleich thun zu lernen. Sie erwähnten vorher der schrecklichen Scenen bei der Eroberung von Peru; ich kannte dieselben nur allzu gut; erlauben Sie mir dagegen, daß ich Ihnen jetzt erzähle, wie wir Paraguay in Besiß genommen haben. Diese Geschichte wird weniger unangenehme Gefühle in Ihnen erwecken, und vielleicht lernen sie daraus einige besondere Umstände kennen, die unsere Geschichtschreiber mit Stillschweigen übergangen haben.“

Ich wußte nicht recht, was ich dem Spanier antworten sollte, und entschloß mich daher, ihm zuzuhören. Er fuhr fort:

Sie kennen jenen unermesslichen, schönen Landstrich zwischen Chili, Peru und Brasilien aus den Berichten der Reisenden. Die Gold- und Silber-Minen, welche er in seinem

Schooße aufbewahrt, sind die geringsten seiner reichen Schätze. Das lieblichste Clima, der fruchtbarste Boden, herrliche Flüsse und ungeheure Wälder; die Erzeugnisse Europa's, vereinigt mit den Producten der Neuen Welt; ein Ueberfluß an allen Früchten, und an allen nützlichen Thieren lassen den Bewohner von Paraguay die ganze Fülle der Segnungen aus der Hand der Natur, die sie unter die übrigen Länder der Erde vertheilt hat, fast ohne Bearbeitung des Bodens genießen.

Sebastian Cabot kam zuerst im Jahr 1526 in dieses Land, als er den Fluß hinauf fuhr, dem er den Namen Rio de la Plata (Silberfluß) gab. Die Silberstangen, welche die Eingebornen den Spaniern brachten, zogen bald andre Seefahrer hieher. Man erbaute Buenos Ayres; man errichtete einige Forts im Innern des Landes, und ließ sich endlich zu Assumption an den Ufern des Paraguayflusses nieder.

Die Eingebornen hatten beim Anblick unsrer Soldaten das Land verlassen. Vor allen hatten sich die Guaranis, ein zahlreiches und mächtiges Volk, in unzugängliche Gebirge geflüchtet, und die Wege, die zu ihnen führten, waren durchaus unbekannt. Mehrere dahin abgeschickte Haufen von den Unsrigen hatten versucht, bis zu ihnen zu dringen, aber sie kamen entweder vor Hunger um, oder wurden durch die Pfeile der Wilden erlegt. Alle Gemeinschaft zwischen den Spaniern und den Guaranis war aufgehoben. Die Aecker blieben unbestellt, und die neue Pflanzstadt, die sich genöthigt sah, alle ihre Bedürfnisse aus Europa kommen zu lassen, konnte durchaus nicht empor kommen.

In diesem traurigen Zustande befand sie sich zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, als Don Fernand Pedreras zum Statthalter von Paraguay ernannt wurde. Er ging ungesäumt dahin ab. Sein Charakter war indessen nicht geschikt die Guaranis zur
Rück-

Rückkehr zu vermögen. Stolz und herrschsüchtig wie Pedreras war, wollte er, daß sich alles unter seine Befehle schmiege. Eifersüchtig auf sein Ansehen, vor allem aber von dem Durst nach Reichthümern geplagt, erfüllten Geiz und Hochmuth seine Seele. Es währete nicht lange, so ward er allgemein gehaßt von den Spaniern, und die wenigen Indianer, die bisher noch Lebensmittel zum Verkauf gebracht hatten, säumten nicht, sich zu den Guaranis zu begeben.

Unter den letzten Missionaren, die nach Buenos Ayres gekommen waren, befand sich ein alter Jesuit, Namens Maldonado. Einen würdigern Priester gab es wol nie, und niemahls wurde wol das Wort eines Gottes der Güte durch einen reinern Mund verkündigt. Weder Ehrgeiz noch Neue hatten ihn in das Kloster geführt. Maldonado war fromm von Kindheit an; die Natur hatte ihm ein sanftes Herz verliehen, das nur den brennenden Wunsch, gut zu seyn, fühlte, und

keine weiteren Bedürfnisse hatte, als innern Frieden und Tugend. Er hatte sich in einem Alter von achtzehn Jahren zum Jesuiten aufnehmen lassen, um jenes Friedens zu genießen, und sich die Tugend unverletzt zu erhalten. Von dieser Stunde an hatte er sein ganzes Leben dazu angewandt, die leidende Menschheit zu unterstützen, und Unglückliche aufzusuchen, wie ein zärtliches Herz sich Freunde sucht. Er besaß ein großes väterliches Vermögen, worüber seine Familie ihn schalten ließ. Dieß hatte er nach und nach unter die Dürstigen vertheilt. So war er im Leben grau geworden; und als er in seinem sechzigsten Jahre bemerkte, daß ihm nichts mehr übrig geblieben sei, bath er, daß man ihn nach Amerika schicke. „Ich kann nichts mehr geben,“ sagte er, „fort also aus einem Lande, wo ich Arme sehe! In Peru hat jedermann Gold im Ueberfluß, aber das Evangelium fehlt den Indianern; ich will es ihnen verkündigen; dieser kostbare, herrliche Schatz bleibt mir noch zu vertheilen übrig.“

Als der Vater Maldonado zu Assump-
tion ankam, erstaunte er nicht wenig, statt
der Indianer, die er zu bekehren hoffte, nichts
als Christen zu finden, die seines Trostes be-
durften. Sein Eifer nahm aber darum nur
noch zu. Er besuchte dieselben fleißig, und
wußte ihr Vertrauen zu gewinnen. Er
hörte ihre Klagen an, erleichterte ihre Be-
schwerden, und ward ihr Fürsprecher bei dem
unerbittlichen Statthalter. Alles segnete den
guten Jesuiten, selbst Pedreras hatte Ach-
tung für ihn, und regierte seit der Ankunft
desselben etwas gelinder; denn es ist der Zu-
gend eigen, ja vielleicht ihre Belohnung, daß
sie alles veredelt, was sich ihr nähert.

Einst, als Maldonado auf einem einsa-
amen Spaziergange, ziemlich weit von der
Stadt, den Lauf des Flusses verfolgte, hörte
er etwas schreien und wehklagen. Sein Auge
entdeckte am Gestade ein nacktes Kind, das
um einen Mann beschäftigt schien, der auf
der Erde hingestreckt lag. Maldonado eilt

hinzu; es war ein Knabe von zwölf bis dreizehn Jahren. Neben ihm lag der Leichnam eines gleichfalls nackten Mannes zwischen dreißig und vierzig Jahren, der mit Schlamm gleichsam bedeckt war. Sein nasses Haar hing ihm um den Kopf herum, und auf seinem bleichen Gesichte trug er die Spuren einer langen Abmattung und eines qualvollen Todes. Der Knabe schwamm in Thränen, er wand seine Arme schluchzend um den Mann, hob ihn mit seinen schwachen Händen auf und suchte ihn mit seinen Küssen wieder zu beleben.

Sobald der Kleine den Jesuiten gewahr wurde, kam er gerade auf ihn zu, warf sich vor ihm nieder, umfaßte und drückte Maldonado's Kniee mit Hestigkeit, sah mit Blicken, voll des sprechendsten Ausdrucks von Ehrerbiethung, Liebe und Verzweiflung zu ihm auf und sagte einige abgebrochene Worte, die der Jesuit zwar nicht verstand, weil sie aus einer ihm unbekannten Sprache waren, die aber doch das zärtlichste Mitgefühl des guten Vaters

weckten. Er hebt sogleich den Knaben auf und läßt sich von ihm zu dem Leichnam hinziehen. Er untersucht denselben sorgfältig und findet, daß er schon erstarrt ist. Der arme Kleine sah dem Jesuiten zu, verlor keine seiner Bewegungen, und fuhr fort mit ihm in seiner Sprache zu sprechen. Als er aber aus den traurigen Blicken Maldonado's und aus den Zeichen, welche dieser ihm gab, schließen mußte, daß alle Hoffnung verloren sei, da warf er sich auf den todten Körper hin, bedeckte ihn mit tausend Küssen und riß sich die Haare aus. Dann sprang er plötzlich auf, und wollte sich in den Fluß stürzen.

Maldonado vergaß sein Alter und kam dem Knaben an Schnelligkeit zuvor; er hielt ihn auf und schloß ihn fest in seine Arme. Der gute Alte dachte nicht daran daß der junge Wilde ihn nicht verstehen konnte, und suchte ihn durch tröstende Worte zu beruhigen. Da er indessen nicht ohne Thränen zu vergießen sprechen konnte, so verstand ihn der Knabe

sehr wohl und erwiderte seine Liebkosungen. Er zeigte immer auf den Leichnam hin und sprach den Namen „Alcaippa“ aus. Dann wies er auf den Fluß und rief: „Guacoldé!“ Jetzt legte er die Hand auf sein Herz und neigte sich über Alcaippa hin. Sodann streckte er wieder die Arme gegen den Fluß aus und rief zu wiederhohnten Mahlen: „Guacoldé!“ Maldonado, der sich alle ersinnliche Mühe gab, den Sinn dieser Wörter zu fassen, begriff wohl so viel, daß der todte Wilde der Vater des Knaben war, und Alcaippa hieß; allein warum der Kleine immer seine Arme gegen den Fluß ausstreckte und den Namen „Guacoldé“ aussprach, das blieb ihm immer noch ein Räthsel.

Maldonado hatte sich lange vergeblich bemühet, den Knaben dahin zu vermögen, daß er ihn nach der Stadt begleite; denn verlassen wollte er ihn nicht. Endlich ward er einen Soldaten gewahr, der des Weges kam; diesem trug er auf, einen Arzt aus Assump

tion zu hohlen. Es wäre auch nicht lange, so kam der Soldat mit dem Wundarzt des Krankenhauses zurück, welcher den Leichnam noch einmahl untersuchte und den Tod desselben bestätigte. Auf Maldonado's Bitten machten nun der Wundarzt und der Soldat eine Gruft im Sande und beerdigten den Todten, indeß der gute Pater den Knaben hielt, der ißt noch lauter schrie und weinte.

Endlich gelang es Maldonado, den jungen Wilden zu bewegen, daß er ihm nach Hause folgte. Er überhäufte ihn mit den zärtlichsten Liebkosungen, both ihm zu essen an, und erhielt es mit vieler Mühe von ihm, daß er ein wenig Speise zu sich nahm.

Der Knabe schien gegen Maldonado's gutiges Betragen nicht unempfindlich zu seyn; er sprang oft auf und küßte ihm die Hände. Dann sah er ihn mit schmerzvollen Blicken an, und seine Thränen flossen aufs neue. Die ganze Nacht brachte er schlaflos zu; und als

der Tag anbrach, gab er durch Zeichen zu verstehen, daß er fortzugehen wünsche. Maldonado machte sich mit ihm auf den Weg. Der Kleine führte ihn nach der Gegend hin, wo sein Vater verscharrt lag. Sobald er das Grab erreicht hatte, warf er sich darüber hin, küßte es zu wiederholten Mahlen und blieb lange Zeit darauf liegen. Dann lief er nach dem Ufer des Flusses, knieete ebenfalls auf dasselbe nieder, und machte es wie auf dem Grabe seines Vaters. Hierauf kam er zu Maldonado zurück, sprach mit gen Himmel gerichteten Augen und mit klagender Stimme die Namen Alcaippa und Guacolda aus, machte mit dem Kopf ein Zeichen, daß sie nicht mehr wären, und warf sich in Maldonado's Arme, als wollte er ihm sagen, daß er ihm jetzt angehöre, da er alles auf Erden verloren habe.

Die theilnehmende Sorgfalt des guten Vaters für den wilden Knaben, erwarb ihm bald die Liebe desselben; mit einem eben so weichen

als dankbaren Herzen geschaffen, gehorchte er ihm gern, suchte stets zu errathen, was seinem Wohlthäter angenehm seyn könnte und that es auf der Stelle. Er ließ es sich gefallen, Kleider zu tragen, und gewöhnte sich ohne große Mühe an Gebräuche, die er nicht verstand, und die ihm öfters zuwider waren. Aber Maldonado durfte nur winken, und alles ward ihm leicht. Da er von Natur einen lebhaften Geist und ein erstaunliches Gedächtniß hatte, so lernte er in kurzer Zeit so viel Spanisch, daß er den Jesuiten verstehen, und sich ihm wieder verständlich machen konnte. Das erste Wort das er behielt, und welches ihm am meisten auffiel, als er die Bedeutung desselben kennen lernte, war das Wort Vater; ein Name, den jedermann, der mit Maldonado sprach, ihm zu geben pflegte. „O mein Vater!“ sagte er, „ich glaubte diesen Namen nie wieder auszusprechen; aber Dir verdanke ich dieß Glück. Du mußt gewiß der Beste unter den Menschen seyn, da sie Dich alle ihren Vater nennen.“

Jetzt, da er auf die Fragen des guten Vaters antworten konnte, gab er ihm Nachricht von seiner Geburt und von seinem widrigen Schicksal. Auf dem Grabe desjenigen, um den der junge Wilde immer noch wehflagte, erzählte dieser ihm folgende Geschichte:

„Ich heiße Camiréh und gehöre zu dem Volke der Guaranis, welche Deine Brüder, die Spanier, aus diesen schönen Ebenen vertrieben haben, und die jetzt die Wälder hinter jenen blauen Bergen bewohnen. Ich war das einzige Kind Alcaippa's und Guacoldens. Sie hatten sich ihr ganzes Leben hindurch geliebt; seit meiner Geburt war ihr Leben nur Liebe für mich. Wenn mein Vater mich auf die Jacht mitnahm, begleitete uns meine Mutter, und wenn meine Mutter mich zu Hause behielt, ging mein Vater nicht auf die Jacht. Ich brachte meine Tage in ihrer Gesellschaft zu, und des Nachts schlief ich in ihren Armen. War ich zufrieden, so waren sie glücklich, und unsre Hütte hallte von ihren fröhlichen Gesän-

gen wieder; war ich krank, so fühlten sie meinen Schmerz, und jammerten beide laut; schlief ich dann ein, so sahen sie mich unverwandt an und mein Schlummer beruhigte sie wieder.

Ein Stamm Brasilianer, welchen Deine Brüder wahrscheinlich auch verjagt haben, griff uns in unsern Wäldern an; wir lieferten eine Schlacht, und die Brasilianer gewannen sie. Mein Vater und meine Mutter mußten fliehen; sie machten sich in der Eile ein Kanoeh von Baumrinde und brachten alles darein, was wir besaßen; zwei Hangematten, ein Netz und zwei Bogen. Wir schifften uns auf dem großen Flusse ein, ohne zu wissen wo wir bleiben sollten; denn die Brasilianer waren hinter uns, und vor uns zitterten wir davor, auf Deine Brüder zu stoßen.

Der Fluß war aus seinen Ufern getreten; er wälzte große Bäume mit sich fort. Unser Kanoeh schlug um. Mein Vater hielt mich

mit der einen Hand und schwamm mit der andern. Meiner Mutter, die seit langer Zeit krank war, ward das Schwimmen sehr sauer, und doch unterstützte auch sie ihren Camiréh. Die Anstrengung erschöpfte bald die Kräfte meiner Mutter und die meinigen. Alcaipapa, der es bemerkte, nahm uns beide auf seinen Rücken und schwamm mehrere Stunden, ohne irgendwo landen zu können, weil das Ufer aus steilen Felsen bestand. Die Gewalt des Stromes riß ihn fort; er fühlte seine Kräfte schwinden, aber uns verheelte er es. Wir waren selbst kaum im Stande, uns über dem Wasser zu erhalten. Endlich kamen wir in diese Ebene, wo der breite Fluß ein Meer bildet. Auf einmal rief mein Vater aus: wir sind verloren, liebste Guacolda! ich kann mit meiner doppelten Last das Ufer nicht mehr erreichen. Wenn du noch so viel Kräfte hättest, mir einige Augenblicke nachzuschwimmen, vielleicht — — Meine Mutter ließ ihn nicht aussprechen, sie sprang in die Fluth herab, und rief, indem sie uns aus den Au-

gen verschwand: rette unsern Sohn, ich sterbe glücklich!

Schon bin ich im Begriff meiner Mutter nachzuspringen, aber Alcaippa hält mir mit seiner einen Hand beide Arme fest. Er strengt sich übernatürlich an, durchschwimmt die unermessliche Breite des Flusses und erreicht das Ufer. Hier legt er mich in den Sand nieder, schließt mich in seine Arme und sinkt todt zu meinen Füßen hin. Du fandest mich bald nachher; das Uebrige weißt du, mein Vater!“

Schluchzend hörte der Jesuit die Erzählung des jungen Wilden an. Er versuchte es nicht, ihn zu trösten; er ermahnte ihn nicht, seinen Schmerz zu mäßigen, oder seine gerechten Thränen zu hemmen; nein, er begleitete sie mit den seinigen, und Camireh, den so viel Theilnahme rührte, hörte auf zu weinen, um Maldonado's Thränen zu trocknen.

Die väterliche Güte dieses Mannes gewann ihm immer mehr das Herz des gefühl-

vollen Camireh. Er wohnte fleißig seinem Unterricht bei, und lernte mit bewundernswürdiger Leichtigkeit lesen und schreiben. Der fromme Missionar sprach mit ihm von der Religion; er schilderte sie ihm, wie er sie fühlte. Die aus der Fülle seines Herzens geschöpfte Beredsamkeit, mit welcher er sie vortrug, machte bald auf die Seele seines Zöglings Eindruck. Camireh glaubte gern, was der gute Pater ihm sagte, weil er ihn die Gebote selbst ausüben sah, die er lehrte. Er begleitete ihn ins Hospital zu den Armen und Unglücklichen; er sah, wie Maldonado neben einem Kranken saß und durch seinen tröstenden Zuspruch den Schmerz desselben linderte; wie er selbst sein sparsames Mahl, ja sogar seine Kleider mit den Dürftigen theilte; und wenn der junge Wilde dann in der Bewunderung einer so herzlichen Bruderliebe verloren war, sagte der Jesuit zu ihm: „mein Sohn, ich thue noch lange nicht genug; mein Gott ist ein Gott der Armen, der Waisen und der Betrübten; sie sind seine vorzüglich geliebte

ten Kinder, und ihnen müssen wir zu Hülfe kommen, wenn wir ihrem Vater gefallen wollen.“

Entzückt über diese göttlichen Lehren, und brennend vor Begierde, ein so herrliches Beispiel nachzuahmen, verlangte Camireh die Taufe. Diese Aeußerung erfüllte das Herz des guten Missionars mit Freude; er eilte dem Statthalter davon Nachricht zu geben. Pedreras hielt den bekehrten Amerikaner über die Taufe, alle Spanier überhäufte ihn um die Wette mit Geschenken, und der Jesuit dachte an nichts weiter, als wie er seinem neuen Proselyten ein unabhängiges Glück zusichern könne.

Der Credit, welchen Maldonado in der neuen Pflanzstadt, und selbst in Spanien hatte, und die allgemeine Achtung, deren er genoß, machten es ihm leicht, Camireh die Stellen, welche dieser sich wünschen würde, zu verschaffen. Er hatte jetzt sein sechzehnte

tes Jahr zurück gelegt, und seine Erziehung war vollendet. Maldonado's Zögling war besser unterrichtet, als der größte Theil der Colonisten; er verstand lateinisch und Mathematik, er hatte die Geschichtschreiber und Dichter und die besten Spanischen Werke gelesen. Sein gesunder, treffender Verstand hatte sich durch das Lesen gebildet; er las gern, er beurtheilte die Bücher richtig, und oft sammelte er aus ihnen mehr wahre Philosophie, als der Verfasser selbst hineingelegt hatte. Maldonado war über seine richtigen Urtheile erstaunt, er sprach mit ihm ernsthaft darüber, daß er sich nothwendig zu Ergreifung irgend eines Standes entschließen müsse, um dereinst sein Glück machen zu können. Er schlug ihm die Rechtswissenschaft, den Kriegsdienst, oder den Handel vor, und ließ ihm darunter nach seiner gewöhnlichen Güte die Wahl. Camireh antwortete ihm folgender Gestalt:

„Der einzige Irrthum, mein Vater, den ich an Dir gewahr werde, ist der, daß Du glaubst,

glaubst, jenes Glück, von dem Du mir so oft sprichst, sei zu meinem Heil unentbehrlich. — Ich begreife es wohl, nach dem, was ich gelesen habe und was Du mir selbst von Deinem Europa erzählt hast, wo alle Gaben der Natur nur einem kleinen Theile der Einwohner gehören; wo die Armen verdammt sind, den Reichen zu dienen, um sich damit das Recht zu erkaufen, daß sie die Luft einathmen und von den Früchten der Erde sich nähren dürfen; ich begreife es wohl, sage ich, daß man in jenem Lande alle mögliche Mittel, gerechte und ungerechte, anwendet, um aus der großen Classe derer, die nichts haben, herauszutreten, und zu der kleinen Anzahl der alles Besitzenden zu gehören. Aber sieh Dich doch einmal in dem Lande um, das wir bewohnen, mein Vater! betrachte die unermesslichen Ebenen, wo Mais, Manioc, Kartoffeln, Ananas und eine Menge gesunder Gewächse fast ohne Wartung vor unsern Augen emporstehen; betrachte jene ungeheuren Wälder voll von Kokos, Limonien, Granaten, Citronenbäumen und andern köstli-

chen Früchten, welche die Natur mit minderer Mühe hervorbringt, als es Dir kostet, ihre Namen zu behalten; alles das ist mein, ich kann davon genießen, und es wird noch lange dauern, ehe die Bevölkerung Paraguay's so zunehmen wird, daß die Menschen dieses weit ausgebreitete Land unter sich theilen, jedem Bezirke seinen Herrn setzen und alle, die nach ihnen kommen, von der Erbschaft an der Natur ausschließen werden.

Was das Gewerbe betrifft, dem Du, ich weiß nicht warum, den Namen eines Standes gibst, und das ich nach Deinem Willen erwählen soll, so gestehe ich Dir frei, daß mir keines von denen, die Du mir vorgeschlagen hast, gefällt. Mir sind eure Gesetze zuwider; ich halte sie für unzulänglich, unbestimmt und oft sogar sich selbst widersprechend. Von allen Büchern, die Du mit mir gelesen hast, haben mir die über eure Rechte die meiste lange Weile gemacht; und Du weißt wohl, man lernt nie gründlich, was einem langweilig ist; darum habe ich

gar keine Lust, eure Rechtswissenschaft zu erlernen; — den Schein aber anzunehmen, als wüßte ich sie (wie so viele Deiner Landsleute thun) das mag ich auch nicht. — Der Krieg ist mir abscheulich. Meine ganze Bewunderung und Liebe zolle ich dem beherzten Manne, der, wenn sein Weib, seine Kinder, sein Vaterland angegriffen werden, sogleich sich bewaffnet und für das Wohl seiner Brüder dem Tode entgegen geht; aber das ist kein Kriegermann, wie man ihn in Deinem Lande sehr unschicklich nennt; es ist ein Mann des Friedens und der Gerechtigkeit: denn für diese beiden streitet er ja. Daß ich indessen, ein geborner Guarani, mein Leben und mein Blut dem Könige von Spanien verkaufen, daß ich auf seinen Befehl Länder verwüsten und Menschen umbringen sollte, — nein, mein Vater, das verbiethet mir die Religion, die Du mich lehrtest. Auch soll ich es noch erst lernen, wie Deine Spanier diese Lebensart mit ihrer Christenpflicht zu vereinigen wissen.

Der Handel gefiel mir Anfangs sehr. Es schien mir edel und schön, Meere zu durchschiffen, und sein Leben in Mühen und Gefahren zuzubringen, um entfernten Nationen ihre Bedürfnisse zuzuführen und unter die große Familie der Menschen die Segnungen ihres gemeinschaftlichen Vaters zu vertheilen. Aber ich habe bei genauerer Aufmerksamkeit den Zweck dieses Edelmuths entdeckt. Ich hab' es gesehn, daß die rechtschaffensten Kaufleute sich kein Gewissen daraus machten, den Wilden Mordgewehre zu bringen, und sie mit starken Getränken zu berauschen, um einen vortheilhaften Kauf zu schließen. Und dann habe ich die Afrikaner hiehererschleppen sehn, die sie auf dem Markte wie Lastthiere feil bothen. Menschenverkauf, mein Vater, das soll Handel seyn? O nein, ein Kaufmann werde ich nimmermehr!

Laß mich also nur immer bleiben, was ich bin! — Ja, lächle nur, und gib mir mit Deiner feinen Sanftmuth zu verstehen, daß

ich nichts bin: ich versichre Dir, daß ich etwas bin, und, Dank sei Dir! — ein ziemlich gutes, ein ziemlich glückliches Etwas. Ich bin gesund, ich habe ein ruhiges Gewissen, ich würde jeden Augenblick bereit seyn, vor dem Thron des gerechten Richters im Himmel zu erscheinen, und nur der Kummer, Dich verlassen zu müssen, würde mir meine letzten Stunden verbittern. O, mein Vater, der Stand der Schuldlosigkeit ist so schön, laß mich in keinen andern treten! Mir mangelt nichts bei Dir, und wenn ich so unglücklich wäre, Dich zu verlieren, dann fehrt' ich in meine Wälder zurück, wo die Menge von Fruchtbäumen mein Leben, und das Andenken an Dich meine Tugend erhalten würde. Laß mich in Frieden des Glücks genießen, das Du mir verschafft hast. Wir haben viele starke Bände durchgelesen über das, was die Menschen Glückseligkeit nennen; ich würde ein ganz kurzes Schriftchen darüber schreiben, das nur in diesen vier Zeilen bestehn sollte: Glücklich ist der, welcher sich die

Reinigkeit seines Herzens bewahrt,
und alle dem entsagt, was er ent-
behren kann!“

Maldonado wußte seinem jungen Phi-
losophen nicht zu antworten. Er gestand, daß
der Schüler den Lehrer übertroffen habe, und
bath Camireh lächelnd, daß er ihn nun wie-
der zu seinem Schüler annehmen möchte. Aber
Camirehs Weisheit sollte ißt auf die Pro-
be gestellt werden.

Seit einigen Monathen hatte ein von Ca-
dix angekommenes Schiff eine Nichte des
Statthalters von Assumption aus Spanien
mitgebracht. Sie war die Tochter Don Ma-
nuels, eines jüngern Bruders des Pedre-
ras. Ihr Vater hatte kein Vermögen und
durch seinen Tod war sie eine Waise geworden.
Die Verwandten Don Manuels hatten auf kei-
ne bessere Art das arme Mädchen los zu werden
gewußt, als sie nach Amerika zu ihrem Oheim
zu schicken, der für einen reichen Mann bes-

kannt war. Pedreras empfing diese Nichte mehr mit Verwunderung als mit Freude. Anfangs war er sogar Willens, sie nach Spanien zurück zu schicken, und nur Maldonado's Vorstellungen waren Schuld daran, daß er diesen Entschluß aufgab. Er begnügte sich, den Verwandten, die ihm eine so große Last aufgebürdet hatten, heftige Vorwürfe darüber zu machen, und ließ es sich aus übergroßer Menschenliebe gefallen, die einzige Tochter seines Bruders bei sich zu behalten.

Man kann wohl denken, daß die junge Nichte in Pedreras Hause nicht das glücklichste Leben führte; sie wußte, sie sahe es, daß ihm ihre Gegenwart lästig war. Sie zitterte davor, ihren Oheim zu erzürnen, weil sie überzeugt war, daß sie ihm mißfiel. Auf jede seiner Handlungen, auf jedes seiner Worte war sie aufmerksam, und sie glaubte sehr viel gethan zu haben, wenn man sie nur nicht für beschwerlich hielt. Sie hatte kaum das sechszehnte Jahr erreicht; Angeline war ihr

Name. Ihre Schönheit, ihr sanftes, gefälliges Wesen, ihr liebenswürdiger Verstand, vor allem aber ihr Herz, gegen welches ihre übrigen Vorzüge noch im Schatten standen, machte sie dieses Namens würdig. Man durfte sie nur sehn, um sie zu lieben; und wenn man sie liebte, durfte man es ihr ohne Bedenken gestehen; Eitelkeit befleckte diese reine Seele nicht, und das Gefühl, das sie einflößte, war ihr selbst so ähnlich, daß es im Herzen des Mannes, der es empfand, zu einer Tugend ward.

Angeline suchte oft das freie Feld und die Einsamkeit. Man lebt in den Colonieen ziemlich ungezwungen: dieß nützte die Spanierinn, und ging alle Abend, von einem einzigen Bedienten begleitet, spazieren. Sie betrachtete die Natur, athmete den Duft der Blumen, hörte den Gesang der Vögel und bewunderte die untergehende Sonne. Das waren ihre einzigen Vergnügungen, und ihre sanfte Seele voll edler, zarter Gefühle und

voll innern Friedens; diese Seele, die immer bereit war das gegenwärtige Gute ganz zu empfinden, und stets entfernt davon, nach einem zukünftigen Besserem zu haschen, begnügte sich daran.

Sie hatte oft bei ihren Spaziergängen auf dem Felde einen jungen Menschen bemerkt, der immer mit ihr um die nämliche Stunde in die Gegend kam die sie vorzüglich liebte, sich dort auf die Kniee niederließ, lange Zeit in dieser Stellung blieb, und dann gleich wieder nach der Stadt zurück kehrte. Angeline, die wenig Neugier besaß, hatte es vermieden, ihm zu begegnen; aber eines Abends, da sie später als gewöhnlich nach Hause kehrte, und bei jener Gegend vorbei kam, sah sie auf einmal eine ungeheure Schlange von jener Art, die man Amaru nennt und welche in Paraguay sehr gemein ist, den Kopf über die Spitzen des höchsten Grases erheben, und mit fürchterlichem Gezisch auf sich zustürzen. — Angeline schreit

laut auf; ihr Bedienter nimmt erschrocken die Flucht. Die junge Spanierinn läuft selbst so sehr sie kann, aber die Schlange verfolgt sie, kommt ihr immer näher, und ist im Begriff, sie einzuhohlen. Da tritt Camiréh hervor mit einer Schlinge in der Hand, wie sie die Peruaner mit so vieler Geschicklichkeit zu gebrauchen wissen. *) — Er wirft sie dem Ungeheuer über den Kopf, läuft mit der äußersten Geschwindigkeit vorwärts, so daß er es erwürgt und hinter sich her zieht.

Angeline war in Ohnmacht gesunken. Camiréh kommt ihr zu Hülfe und bringt sie wieder zu sich. Das kraftlose Mädchen stürzt sich auf ihn; er führt sie bis zu dem Hause ihres Oheims, hört erröthend ihre Danksayungen und verläßt sie in einer Unruhe, die er bis dahin noch gar nicht gekannt hatte.

Camiréh eilte zu Maldonado und erzählte ihm den Vorfall. Die Freude, welche

*) Die Peruaner erwürgen mit solchen ledernen Schlingen Tiger und Stiere.

der gute Vater darüber empfand; der Antheil, den er an Angelinen's Schicksal nahm, alles was er von ihren Tugenden, von ihren lebenswürdigen Eigenschaften sagte, vermehrte nur Camireh's Unruhe. Er hörte ihm zerstreut und in Träumen verloren zu; die ganze Nacht konnte er nicht schlafen. Gleich den andern Morgen fragte er Maldonado mit einer gewissen Unruhe, ob es nicht schicklich seyn würde, daß sie beide zum Statthalter gingen und sich nach dem Befinden seiner Nichte erkundigten. Dieser war es zufrieden, und sie begaben sich sogleich dahin. Pedreras empfing sie höflich und voll Erkenntlichkeit; er versicherte, daß Angeline sich wohl befinde, und behielt sie beide den ganzen Tag bei sich. Hier sah der junge Guarani die schöne Spanierinn wieder, er durfte sie unterhalten, und fühlte nun in allen Pulsen die brennende Liebe, die ihn verzehrte.

Die Geschichte des Alcaippa und die Lobsprüche, welche der gute Vater so gern sei-

nem Sohne ertheilte, machten die Hauptgegenstände der Unterhaltung aus. Angeline hörte aufmerksam zu, und schlug die Augen nieder: ein höheres Roth brannte auf ihren Wangen, und ein heimliches Gefühl machte ihr Herz stärker klopfen. Sie erfuhr izt aus Maldonado's Munde, warum Camiréh so oft am Ufer des Flusses auf den Knien lag. Diese Frömmigkeit, diese kindliche Liebe verdoppelten ihr dankbares Gefühl für ihren lebenswürdigen Erretter. Sie freute sich, daß er es war, der sie von einer so großen Gefahr befreiet hatte; sie fühlte sich so glücklich, daß sie verpflichtet war, den Jüngling zu lieben; und doch war sie verlegen, wenn sie die Augen zu ihm aufschlagen wollte.

Es währte nicht lange, die jungen Liebenden sahen einander nur einige Mahl, und schon gaben sie sich alles zu verstehen, was sie fühlten; versicherten es sich schon, ohne zu sprechen, daß wechselseitige Liebe sie beseele. Angeline verschloß das Geheimniß, das

ihre Augen verrathen hatten, in ihrem Busen, aber der aufrichtige Guaraní gestand seinem zweiten Vater alles. Er mahlte ihm die Leidenschaft, die seine Seele erfüllte, mit glühenden Zügen; er wiederholte es ihm tausendmahl, daß nur der Tod allein diese Leidenschaft auslöschen könne, und daß er bereit sei, alles zu unternehmen, um Angelinens Hand zu verdienen. Dann bath er ihn noch, ihm zur Erlangung dieses Glückes behülflich zu seyn.

Maldonado hörte ihm traurig zu. „O mein Sohn,“ sagte er, „wie betrübst Du mich! und wie viel Unglück bereitest Du Dir! Du kennst unsre Sitten, unsre Gebräuche, unsre Achtung für hohe Geburt, unsre Leidenschaft für Reichthum; und doch kannst Du glauben, daß der Statthalter von Paraguay seine Nichte einem Fremdling, einem Unbekannten geben werde? einem Menschen, der nichts in der Welt sein nennen kann, und dessen Vorsatz es ist, nach meinem

Tode unter den Wilden, seinen Brüdern, zu leben? Ich habe diese Verachtung der nichtigen Götzen, die sich das verderbte Menschengeschlecht gemacht hat, in Deinem Herzen nicht unterdrückt, sie ist mir vielmehr schätzbar gewesen: aber mein lieber Camireh, wenn man so sich über die Schwachheiten der menschlichen Natur erheben will, dann muß man gleich der Liebe entsagen; sie allein macht uns zu Sklaven aller menschlichen Vorurtheile und aller Launen des Glückes. Du dauerst mich, liebes Kind, ich kann Dir nicht mehr rathen, ich kann Deine Wunde nicht heilen. Gern wollte ich Dir Hoffnung machen; allein so sehr ich Dich liebe, so versuche ich es doch umsonst, mich selbst zu hintergehn, um Dich einige Augenblicke mit Täuschungen hinhalten zu können. Ich würde immer nur Ein Mittel auffinden können, das Dich zum Zweck führte: die Habsucht des Statthalters würde ihn Deine Geburt vergessen lassen, wenn wir ihm viel Gold biethen könnten; aber das haben wir nicht, und — —

„Gold?“ rief Camireh aus, und fiel dem Alten um den Hals; „o freue Dich mit mir, mein guter Vater; es kommt nur auf mich an, mir Gold zu verschaffen. Die Berge, die ich bewohnte, sind ganz voll davon; ich weiß die Wege, die mich dorthin führen. Ich will Dir so viel bringen als Du verlangst; Du biethest es dem Statthalter, und er gibt mir für einen so verächtlichen Preis das schönste, das tugendhafteste, das liebenswürdigste Geschöpf auf der Welt. So wird der abscheuliche Durst nach diesem Metall, der in der Neuen Welt schon so viele Verbrechen veranlaßt hat, doch nun wenigstens zwei Menschen glücklich machen.“

Der gute Vater, dem das einzige Wort „glücklich“ immer das Herz schlagen machte, nahm Antheil an der Freude seines Sohnes. Gleich den andern Tag ging er zu Pedreras. Allein da er den Charakter des Mannes kannte, den er für sich gewinnen wollte, so hielt er es nicht für unerlaubt, ein wenig

Verschlagenheit dabei anzuwenden. Er sprach also zuerst über die Schwierigkeiten, die es haben würde, Angelines standesmäßig zu verheirathen; dann gab er so ganz von weitem zu verstehen, daß sie wohl, wenn man diesen Punct aufopfern wollte, Männer finden möchte, die sich glücklich schätzen würden, ihr ein großes Vermögen zu Füßen legen zu können; die selbst ihrem Oheim die Ehre, sein Verwandter zu werden, theuer bezahlen würden; und erst dann, als er sahe, daß Pedreras diese Einleitung gar nicht übel aufnahm, brachte er zuletzt seinen Vorschlag mit hunderttausend Ducaten in Vorschlag.

Pedreras war nicht leicht zu hintergehen; er war in Staatsgeschäften alt geworden, und diese hatten ihn mißtrauisch und fein gemacht. Als er Maldonado's Vorschlag hörte, fiel es ihm gleich ein, daß Camiréh aus dem Lande der Guaranis sei, wo Goldminen keine Seltenheit seyn sollten; er berechnete, daß diese Reichthümer nirgend
anders

anders her als von dort kommen könnten; und ohne das Verlangen des Jesuiten, daß er seine Richte diesem Neu-Befehrten geben sollte, gänzlich zurückzuweisen, antwortete er: „mein guter Vater, ich denke nur an Spaniens Vortheil. Es kümmert mich wenig, ob ich mein Vermögen vergrößere, aber ich brenne vor Begierde, meinem Vaterlande nützlich zu werden. Euer Zögling könnte meine Wünsche zur Ausführung bringen: er entdecke mir eine Goldmine, und er erhält sogleich meine Richte.“

Diese Antwort machte Maldonado tief sinnig; jedoch ließ er den Pedreras sein eben gethanes Versprechen wiederholen, und kehrte, fest überzeugt, daß der Statthalter Wort halten würde, mit der Antwort desselben zu dem jungen Guarani zurück.

Als Camireh sie angehört hatte, stand er traurig da; heiße Thränen flossen ihm aus den Augen. „Ach! mein Vater,“ rief er,

„Angeline ist für mich dahin! Um des Statthalters Verlangen zu erfüllen, und ihm eine Goldmine zu entdecken, müßte ich ihm die Wege zeigen, die den Spaniern noch unbekannt sind, und daß sie dieß sind, darauf beruht einzig und allein die Sicherheit meiner Brüder. Ich sollte der Ueberläufer, der Verräther seyn, der meine Nation ihren Feinden, ihren Henkern in die Hände lieferte! Nein, mein Vater, dann müßtest Du Deinen Sohn hassen, ihn verachten, und was wäre mir das Leben, wenn ich Deine Achtung verloren hätte?“

Maldonado umarmte Camireh und hielt ihn lange an seine Brust gedrückt. Er gab seinem edlen Entschlusse Beifall, er befestigte ihn in dem unerschütterlichen Grundsatz, jederzeit seine liebsten Vortheile, seine heftigsten Leidenschaften auch der aller schmerzhaftesten Pflicht aufzuopfern. „Die Leidenschaften hören auf,“ sagte er, „der Eigennuß ändert seine Richtung, aber die Tugend ist ewig unveränderlich. Zu jeder Zeit und über

all sucht sie den zu entschädigen, der für sie duldet; sie tröstet ihn, richtet ihn auf, sie flößt ihm das süßeste Bewußtseyn ein, läßt die allgemeine Achtung ihm huldigen, begleitet ihn noch jenseit des Grabes, und bewacht den Hügel, der seine Gebeine deckt. Dort segnet noch jedes fühlende Herz den Namen, den sie ehrwürdig machte; dort fließen ihm noch Thränen der Liebe, der Sehnsucht und der Bewunderung.“

Der unglückliche Camireh hörte seinem Vater zu und seufzte. Er war unwiederruflich entschlossen, nicht durch Verrätherei an seinen Landsleuten zu dem Besiz seiner Geliebten zu gelangen; er nahm es sich vor, seine Leidenschaften zu unterdrücken, und hoffte diesen Vorsatz auszuführen. Von dem Augenblick an vermied er die Gelegenheiten, Angeline zu sehen, eben so sorgfältig, als er sie bisher aufgesucht hatte. Er ging gar nicht mehr aus, vertiefte sich ganz in die Wissenschaften, und glaubte durch Beschäftigung sei-

nes Verstandes, auch endlich die Neigung seines Herzens zerstreuen zu können. Angeline konnte die Ursachen dieser auffallenden Veränderung nicht begreifen. Sie gerieth Anfangs in Unruhe darüber, und wartete mit Ungeduld auf eine Gelegenheit, wo sie von Camireh selbst Aufschluß erhalten könnte. Als er aber gar nicht mehr zu ihrem Oheim kam, sie ihn nicht mehr auf dem Felde, nicht einmal bei Alcaippa's Grabe mehr antraf, da traten Verdruß und Zorn an die Stelle des Schmerzes. Sie glaubte, er liebe sie nicht mehr, und entschloß sich daher, auch ihrer Liebe zu entsagen. Der Zufall brachte sie einst an einem Festtage in der Kirche neben Camireh zu sitzen, allein sie zwang sich während des ganzen Gottesdienstes den unglücklichen Guarani keines Blickes zu würdigen; sie that als bemerkte sie ihn gar nicht, und verließ die Kirche, ohne ihn zu grüßen. Es kostete der sanften, zärtlichen Angeline unbeschreibliche Mühe, sich so viel Gewalt anzuthun, aber nach diesem Siege über sich selbst glaubte sie, daß ihr nichts mehr

unmöglich sei; und sie schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß sie den Jüngling, der ihre ganze Seele erfüllte, bald würde vergessen können.

Camireh war in Verzweiflung. Er hatte Muth in sich gefühlt, seiner Geliebten zu entsagen, sich ihrem Anblick zu entziehen, allein ihre Verachtung zu ertragen, das war zuviel! Seine Seele erlag unter diesem Gedanken, er konnte den quälenden Schmerz in seinem Busen nicht länger aushalten und ging zu Maldonado.

„Mein Vater,“ sagte er zu diesem, „höre mich an und — vergib mir; ich kann meine Liebe nicht überwinden. Alle Stärke, die nur Tugend und Vernunft geben können, habe ich gegen mein Herz gebraucht, aber Angeline behält immer den Sieg. Ich verlasse Dich, mein Vater; ich reise ab — — — Um Gottes willen, laß mich Deine Thränen nicht sehen! wenn Du weinst, so bleibe ich und

sterbe zu Deinen Füßen. Laß mich in meine Wälder zurückkehren; ich werde wiederkommen, das hoffe ich gewiß: wie bald? kann ich nicht bestimmen, aber ich komme gewiß. Wenn menschliche Kräfte den Anschlag, den ich gefaßt habe, ausführen können, so führe ich ihn wahrlich aus, und Du siehst mich dann wieder, siehst in mir den glücklichsten, den schuldlosesten Menschen. Lebe wohl, mein Vater, mein Freund, mein Wohltäter! Trockne Deine Thränen; es ist nicht Dein Sohn, der Dich verläßt, es ist ein Unglücklicher, ein Wahnsinniger, der einer unseligen Liebe zur Beute geworden ist. Sie beherrscht ihn nach ihrem Gefallen, sie treibt ihn weit von seinem Vater fort, sie erfüllt, sie verzehrt ihn, aber dennoch vermag sie die zärtliche Zuneigung und die Erkenntlichkeit nicht wankend zu machen, die dieses Herz, — obwohl nicht mehr mein — Dir ewig bewahren wird.“

Bei diesen Worten entflieht er und hört Maldonado nicht mehr, der ihn zurückruft,

der ihn vergebens bittet, wieder in seine Arme zu kommen. Bald hat er ihn aus dem Gesichte verloren; der gute Greis ist seines Sohnes beraubt und glaubt sich nun allein in der Welt.

Angeline war noch mehr zu beklagen. Gefoltert von einer Leidenschaft, die sie nicht besiegen konnte, fühlte sie dieselben Qualen, die Camireh gefühlt hatte, aber ihr fehlte noch der Trost, einen Vertrauten ihres Unglücks zu haben. Sobald sie von seiner Flucht Nachricht erhielt, machte sie sich Vorwürfe, daß sie Schuld daran sei, und mit Thränen der bittersten Reue dachte sie an den Tag zurück, an dem sie that, als liebe sie ihn nicht mehr. Eine Zeit lang nährte sie die Hoffnung, daß er zurückkehren würde; als aber ein halbes Jahr verflossen war, und Camireh immer noch nicht erschien, da bath die unglückliche Angeline ihren Oheim um die Erlaubniß, in einem der zu Assumption bereits gestifteten Klöster den Schleier annehmen zu dür-

fen. Predreas gab seine Einwilligung, und führte sie noch den nämlichen Tag zu der Priorinn des Klosters der heiligen Clara, die Angelinen als Novize einkleidete und mit dem Statthalter dahin übereinkam, daß man die Zeit ihres Noviziats um die Hälfte abkürzen wolle.

Die Unglückliche wünschte selbst die Beschleunigung ihrer Aufnahme. Die Zeit verfloß ihr so langsam, seit sie Camireh nicht mehr sah. Sie dachte, ihre Qual würde gemindert werden, wenn sie das Gelübde erst würde ausgesprochen haben, und die Liebe würde ein Herz verlassen, das Gottes Eigenthum geworden sei. Sie sah endlich den so sehnlich gewünschten Augenblick sich nahen, und fühlte eine Art von Freude darüber.

Den Tag vorher, ehe Angeline ihr Gelübde ablegen sollte, kam der gute Vater Maldonado von Krankenbesuchen zurück, und setzte sich auf die steinerne Bank vor seiner Hausthür. Er war gerade in seinen Gedan-

fen mit Camireh beschäftigt; und kaum bemerkte er in der Ferne jemand auf sich zuge laufen kommen, als er auf einmahl einen lauten Schrei höret und sich von den Armen eines jungen Menschen fest umschlungen fühlt. Er war es, sein Sohn! Die Freude erschütterte den armen alten Mann so sehr, daß er in Ohnmacht zu fallen glaubte. Camireh hielt ihn; denn sprechen konnte er eben so wenig. Fest umschlungen gingen beide in das Haus, und als die zu große Rührung sie endlich von beiden Seiten wieder freier athmen ließ, sagte Camireh: „ich bin's, ja ich bin's, mein Vater; Du siehst Deinen Sohn wieder, und er ist dieses Namens noch würdig. Weder an der Liebe noch an der Tugend bin ich zum Verräther geworden; ich bin meinen Brüdern, ich bin meiner Geliebten treu geblieben, und werde es ferner noch bleiben können. Dem Statthalter kann ich die Goldmine zeigen, die er verlangt hat; sie ist fern von dem Wege, der ihn in mein Land führen könnte.“

Maldonado läßt sich diese Worte wiederhohlen, und nimmt an dem Entzücken seines Sohnes Theil. Er will die Freude desselben nicht mit der Nachricht stören, daß morgen Angeline ihr Gelübde ablegen soll; aber er eilt den Augenblick zu Pedreras, um Aufschub zu erhalten. Er kündigt diesem an, welch einen unermesslichen Schatz Camiréh in seine Hände liefern wolle, und verlangt die Erfüllung seines feierlich gegebenen Wortes. Pedreras ist überrascht; die Freude strahlt ihm aus den Augen; er wiederhohlt sein Versprechen und schreibt in derselben Stunde an das Kloster, daß alles aufgeschoben werden müsse. Sobald der Morgen anbricht, macht er sich mit Maldonado und einer hinlänglichen Begleitung unter Anführung des jungen Wilden auf den Weg.

Sie reiseten den ganzen Tag, brachten die Nacht unter Bäumen zu, und setzten den folgenden Morgen ihren Weg in wüsten Gebirgen fort, die sich an der Seite von Chili

hinzogen. Der Statthalter konnte seine Verwunderung nicht bergen; er hatte dieß Land schon durchsuchen lassen, allein man hatte keine Metalle daselbst gefunden. Camireh achtete nicht darauf, und ging mit ruhiger Miene immer weiter vorwärts. Jetzt waren sie bei einer aus kahlen Felsen gebildeten Höhle angekommen. Hier steht Camireh still, zeigt den Arbeitern den Eingang und befiehlt ihnen, zu graben. Es geschieht. Pedreras folgt jedem Schaufelstoß der Arbeiter mit Blicken, wie man sie der Habsucht selbst geben würde. Maldonado steht unruhig und gedankenvoll daneben, und bethet zum erstenmahl in seinem Leben um Gold; Camireh lächelt und schweigt.

Fünf oder sechs Fuß tief hatte man gegraben, da sahe Pedreras zuerst den Schimmer von Metall. Er schreit laut auf vor Freude, springt hinab, und faßt mit beiden Händen eine röthliche Erde, die ganz von gediegenen Goldflittern blinkt. Die Ader war

lang und breit, und unter dem Sande, worauf sie ruhte, entdeckte man noch viele andre, welche noch reichhaltiger waren. Pedreras läuft auf Camiréh zu, schließt ihn in seine Arme, nennt ihn seinen Neffen, und schwört ihm ewige Freundschaft. Die Arbeit wird auf seinen Befehl fortgesetzt. Vier Maulthiere sind schon mit Gold beladen, und die Höhle ist noch nicht leer. Der Statthalter läßt eine Wache mit einem Lieutenant dort zurück. Er selbst will eilen, sagt er, sein Versprechen zu erfüllen, und kehrt mit Maldonado und Camiréh nach Assumption zurück. Er führt sie in seinen Pallast, und sobald er seine Schätze in Sicherheit gebracht hat, geht er selbst in das Kloster zu seiner Nichte mit dem Befehl, daß sie dasselbe sogleich verlassen und sich bereit halten solle, den folgenden Tag Camiréh's Gattin zu werden.

Wer schildert Angelinens Erstaunen, wer das Uebermaß von Glück in dem Herzen des zärtlichen Mädchens! Sie konnte es nicht

glauben, was man ihr sagte; sie wußte nicht, ob es ein Traum sei oder nicht; aber zur Unterwürfigkeit gewöhnt, gehorchte sie ohne Widerrede. Das grobe Klosterkleid macht dem Golde und der Seide Platz, die Binde weicht von der bescheidenen Stirn zurück, das lange Haar erscheint wieder und fällt ihr in Locken über die Schultern. Die Freude, welche ihr Herz belebt, verbreitet ein höheres Rosenroth auf ihren Wangen; die Augen, die sich noch niedersenken, schießen tausend Strahlen durch die langen schwarzen Wimpern. Tausendmal schöner noch, als an dem Tage, da Camireh ihr das Leben rettete, kehrt sie aus dem Kloster zu ihrem Geliebten zurück. Der glückliche Jüngling erwartet sie im Sprachzimmer, wo Pedreras ihn allein gelassen hatte. Sobald er sie sieht, fällt er auf die Kniee: „höre mich an,“ ruft er ihr zu, „Schönste, Liebenswürdigste Deines Geschlechts! Ehe Du Deinem Oheim gehorchest, vernimm, welcher ein mächtiger Bewegungsgrund mich bewog, Dich zu sehen. Pedre

Das wollte eine Goldmine von mir haben, wenn er mir Deine Hand bewilligen sollte. Ich wußte keine, als in meinem Lande. Führte ich ihn dahin, so ward ich zugleich ein Verräther an meinen Brüdern; denn ich gab sie nun Deinen grausamen Landsleuten Preis. Nimmermehr hätte ich das gethan, Angeline: ja, ich gestehe es Dir selbst, ich kann es noch in dem Augenblick, da ich Dich im vollem Glanze aller Deiner Reize vor mir sehe, behaupten: ich hätte meine Liebe der Pflicht und dem Vaterlande aufgeopfert. Doch diese Liebe gab mir einen bessern Plan ein. Ich verließ meinen tugendhaften Vater und kehrte zu den Guaranis zurück, wo ich mit leichter Mühe Gold im Ueberfluß fand. Ein ganzes Jahr habe ich damit zugebracht, mit Hülfe meiner Landsleute dieß Gold, weit von dem Lande, wo ich es fand, wegzutragen, und in der Erde zu vergraben. Ich häufte dort Reichthümer auf, nicht um Deiner dadurch würdig zu werden, sondern bloß um Dich zu erhalten. Hundertmahl

habe ich die lange Reise gemacht, und ich hätte sie mit Freuden noch tausendmahl wiederholt, wenn mir die Zeit nicht zu kostbar gewesen wäre. Dein Bild begleitete mich überall, und machte mich immer fürchten, daß mein Anerbieten noch zu gering sei. Pedreras will sich mit dem Schatze, den ich ihm überliefert habe, begnügen; er kennt den Werth desjenigen nicht, welchen er mir überläßt. Aber nicht von ihm, von Dir, von Dir allein will ich ihn heut erhalten.“

Angeline mußte sich Gewalt anthun, daß sie nicht ihre Arme um Camirehs Nacken schlang; sie reichte ihm zärtlich die Hand, und Thränen der Liebe waren ihre Antwort.

Der entzückte Camireh führte sie sogleich zu Pedreras, wo Maldonado noch denselben Abend um zwölf Uhr, den Segen über sie sprach. Glücklicher, freudetrunkener als sie beide war wohl nie ein Sterblicher. Nur das Wonnegefühl des ehrwürdigen Pa-

ters kam vielleicht dem ihrigen gleich. Alle drei glaubten, daß nun nichts in der Welt mehr eine so zärtliche Vereinigung stören könnte; gleich lachend erschien allen dreien die Gegenwart und die Zukunft, — aber noch hatten sie das Ende ihrer Leiden nicht erreicht.

Der Statthalter hatte die Neuvermählten verlassen, und war zu der Höhle zurückgekehrt, die seine Arbeiter unter der Zeit ausgeleert hatten. So große Reichthümer hätten weder das Habsucht befriedigen können, allein was weiß die Habsucht von Befriedigung? Er hatte bald die Bemerkung gemacht, daß der Boden, den man aufgegraben hatte, kein Metall enthalte, und er schloß daraus, daß der Guarani wohl sehr reichhaltige Minen kennen müsse, aus denen er dieses Gold gehohlet habe. Indessen hatte er zuviel gefunden, um sich beklagen zu dürfen: auch hielt ihn die Furcht vor Maldonado von der Anwendung gewaltsamer Mittel zurück, durch welche er das Geheimniß, das man ihm verbarg,

barg, hätte erpressen können. Er schlug daher einen andern Weg ein, der ihn nicht minder sicher führte. Er versammelte die Colonie, und trug ihr die neuen Befehle vor, welche er vom König erhalten zu haben vorgab, und die es ihm zur Pflicht machten, die Entdeckungen weiter fortzusetzen, und die benachbarten Völker, besonders die Guaranis, Spanien zu unterwerfen. Darauf wandte er sich zu Camiréh, der bei dieser Rede blaß vor Schreck geworden war und sagte zu ihm: „in Ihre Hände, mein Nefte, lege ich Spaniens Wohl. Sie sind mein adoptirter Sohn; ich mache Sie zu meinem Adelantado, *) und trage Ihnen im Namen des Königs auf, mit sechshundert Soldaten auszuziehen, um das Land der Guaranis zu entdecken und zu erobern.“

Die ganze Colonie gab dieser Wahl ihren Beifall. Camiréh fehlen die Kräfte zu

*) Die höchste Würde nach der Stelle eines Statthalters.

antworten. Er wird als Adelantado begrüßt und anerkannt, und Pedreras wiederholt den Befehl, daß er in wenig Tagen abgehen müsse.

Der unglückliche Camireh eilte mit seiner Gattinn zu Maldonado, um sich bei ihm Rath zu erholen.

Der gute Vater bedachte sich schweigend einige Augenblicke; dann nahm er das junge Paar bei der Hand und sagte: „Meine Kinder, die Gefahr ist groß. Camireh kann nicht, er darf nicht gehorchen. Weigert er sich indessen, so wird er verdächtig; vertheidige ich ihn, so fällt derselbe Verdacht auf mich, und der Statthalter ist zu allem fähig. Hier gibt es nur Einen Ausweg, und der ist, daß Ihr noch diese Nacht zu den Guarani's entflieht. Ich werde mit Euch gehn, meine Kinder, mein hohes Alter soll mich nicht abhalten, Euch zu folgen. Ich werde, mit dem Kreuz in der Hand, den Brüdern Camireh's unsern

Glauben predigen; ich werde sie bekehren, wie ich ihn bekehrt habe. Ihr werdet ein ungestörtes Glück genießen; wechselseitige Liebe wird Eure schuldlosen, friedlichen Tage ausfüllen; ich werde meiner Pflicht gemäß handeln, werde meinem Gotte dienen und ihm Menschen zuführen; mein Glück wird noch größer als das Eurige seyn.“

Angeline und ihr Gatte fielen dem Greise zu Füßen. Sie machten Anstalten zur Flucht. Camireh verschaffte sich ein Both, in welches sie sich alle drei einschifften, sobald es dunkel geworden war. Er führte das Ruder und fuhr den Fluß bis zum Eingang in die Gebirge hinauf. Dort stieg er mitten in den Wäldern aus, versenkte sein Both, und kam mit seinen theuern Gefährten auf den ödesten Wegen in wenig Tagen bei den Guaranis an. Sie nahmen ihn als ihren Bruder auf. Er erzählte ihnen gleich was er gethan und was er Maldonado verdanke. Da kamen alle Willen zu dem lebenswürdigen Greise, liebkoseten

ihn und brachten ihm Geschenke; jeder wollte an der Hütte für den guten Vater, so wie auch an derjenigen, worin Angeline und Camireh wohnen sollten, arbeiten. Diese Hütten wurden auf großen Bäumen errichtet. Man stieg auf einer Art von hölzernen Leiter zu denselben, und zog diese nach sich, wenn man oben war; eine Vorsicht, welche die Zieger und die Ueberschwemmungen nothwendig machten. Bald war das junge Paar in seiner Wohnung eingerichtet. Sie lebten beide ohne Furcht und Unruhe, frei von allen den Qualen, die sich die Menschen mit so vieler Anstrengung machen, und nur mit dem Gedanken an ihre Liebe und ihren Unterhalt beschäftigt. Jetzt fühlten sie es stärker als jemahls, wie unaussprechlich glücklich die Menschen sind, die jene drei höchsten Güter des Lebens, Liebe, Freiheit und Unschuld, mit einander vereinigen können.

Maldonado, der von dem gutmüthigen Volke geliebt ward, predigte das Christen-

thum, und es ward ihm leicht, unverdorbene Wilde, die seine Tugenden verehrten, zu bekehren. Alle Guarantis ließen sich taufen. Einige Zeit darauf bathen sie so gar den Vater, ihnen noch mehrere Lehrer kommen zu lassen, und unterwarfen sich freiwillig dem König von Spanien, unter der Bedingung, daß er nur Männer von Maldonado's Art zu ihnen schicken möchte. Dieser Vorschlag ward zu Madrid genehmigt. Die Missionare kamen an. Im Vertrauen auf den geschlossenen Vertrag, zogen sich die Guarantis näher nach Assumption und theilten sich in mehrere Stämme. Jeder Stamm bauete sein Dorf; ein Jesuit ward Pfarrer in demselben, unterrichtete die Einwohner im Ackerbau und andern nothwendigen Künsten, und regierte sie mit väterlichem Ansehn. Bald vermehrten sich diese Stämme, und im Jahr 1734. machten sie 30000 Familien aus. Jedes Dorf hatte seinen Verwalter und besondern Vorsteher, und diese wurden alle Jahr von den Einwohnern gewählt. Der Pfarrer, den der

Vater Provinzial erwählte, wachte über die Befolgung der Geseze, welche weder zahlreich noch strenge waren. Die härtesten Strafen bestanden in Fasten oder Gefängniß, und diese waren bei einem unschuldigen, friedlichen Volke, das keine Begriffe von Diebstahl oder Todschlag hatte, nur sehr selten nöthig. Die guten Menschen behielten diese glückliche Unwissenheit, weil ihre Lehrer mit äußerster Sorgfalt darauf hielten, daß kein einziger Fremder in das Land kommen durfte. Die mäßigen Abgaben, welche man dem König von Spanien bezahlte, zog man aus dem Handel mit Zucker, Tabak und Baumwolle. Diese Produkte brachte ein unermesslicher Landstrich hervor, der allen Einwohnern des Kirchspiels gemeinschaftlich gehörte, und auf welchem jeder zwei Tage in der Woche arbeiten mußte. Der Ueberfluß von der Ernte fiel den Waisen, den Kranken und Alten zu, die nicht mehr im Stande waren zu arbeiten. In einem besondern Zeughause waren die Waffen jedes Stammes verschlossen. Die jungen Leute hohl-

ten dieselben an den Feiertagen heraus, übten sich im Gebrauch der Flinten, Säbel und Degen, und lieferten hernach alles wieder ab. Sobald die Peruaner oder Brasilianer sie angriffen, zog aus jedem Dorfe ein Bataillon trefflich geübter Soldaten aus. *) Allenthal

Q 4

*) Im Jahr 1705 als die Spanier den Portugiesen die Colonie St. Sacrament wieder abnahmen, hatten die Guaranis, welche die Jesuiten den Belagerern zu Hülfe führten, immer das Vordertreffen, und trugen durch ihre Unererschrockenheit sehr viel zu dem glücklichen Fortgange der Spanischen Waffen bei. Wie sie in ihr Land zurückkehrten, wollte der Statthalter ihnen ein Geschenk von 180000 Piastern machen, aber sie schlugen es großmüthig aus.

Diese ganze Beschreibung des Staates der Jesuiten in Paraguay ist durchaus der Wahrheit gemäß und aus der Reise in das südliche Amerika von Don George Juan und Don Antonio de Ulloa gezogen, einem Werke das viel Gelehr-

ben waren Schulen, worin man lesen und schreiben lehrte, überall gab es Werkstätte der Schläffer, Zimmerleute und Weber. In allen Handwerken, in allen nützlichen Künsten ward umsonst Unterricht ertheilt, und der Pfarrer, welcher die Aufsicht über jene Arbeiten hatte, prüfte erst die Neigung der jungen Leute, ehe er es zuließ, daß sie sich irgend einer Profession widmeten. Kurz, es fehlte ihnen nichts von allem, was wir in unsern Städten finden, als — Luxus, Laster und Armuth. Man hat diesem geistlichen Staate und dieser patriotischen Regierungsform zwar manches Böse nachgesagt: indessen kann man doch wenigstens nicht läugnen, daß es vielleicht das einzige Reich in der Welt ist, das durch Ueberredung gegründet, durch Zutrauen erhalten, und durch Tugend verfeinert ward.

samkeit und Philosophie enthält und mit vielem Scharfsinn geschrieben ist.

A. d. V.

Valeria.

Italiänische Novelle.

Man will jetzt immer dafür angesehen seyn, als glaube man nicht mehr an Gespenster, und man vergißt, daß die besten Schriftsteller der Griechen und Römer, und die Geschichtschreiber, die am meisten als Wahrheitsforscher und Philosophen bekannt sind, uns ihr Daseyn bezeugen. Plutarch erzählt, wie Brutus einige Zeit vor der Schlacht bei Philippi um Mitternacht in seinem Zelte eine schreckliche Erscheinung gesehen: „es war ein Mann von außerordentlicher, übermenschlicher Größe und abscheulichem Ansehn. Anfangs erschrock Brutus darüber. Als er aber sahe, daß das

Gespensst ihm nichts zu Leide that und kein Wort sprach, sondern ganz ruhig neben seinem Bette stehen blieb, fragte er es endlich, wer es sei: „Ich bin Dein böser Genius,“ „erwiederte der Geist, „Du wirst mich bei Philippi wiedersehn.“ — „Nun gut,“ sagte Brutus, „so werde ich Dich dort wiedersehen.“ In dem Augenblick verschwand das Gespensst. Als Brutus darauf mit seiner Armee vor Philippi stand und den folgenden Tag eine Schlacht liefern wollte, so ließ sich in der Nacht vor dem Treffen dieselbe Erscheinung wieder sehen, allein ebenfalls wieder ohne einen Laut von sich zu geben. Brutus sahe nun wohl, daß seine Stunde gekommen sei. *) u. s. w.“ Plinius der jüngere erzählt in seinen Briefen die Begebenheit des Philosophen Athenodorus als eine gewisse Thatsache. Dieser hatte sich zu Athen ein altes verfallenes Haus gekauft, das nie

*) S. Plutarch's Lebensbeschreibung des Julius Cäsar.

mand haben wollte, weil sich alle Mächte ein Gespenst darin sehen ließ. Er erwartete standhaft die vorgebliche Erscheinung. Das Gespenst kam in der That, lange eiserne Ketten hinter sich herschleppend an, und gab dem Philosophen ein Zeichen, ihm zu folgen. Athenodorus, der gerade bei einer Arbeit saß, gab ihm wieder ein Zeichen, daß es noch ein wenig warten möchte. Als der Geist aber das Geflirr seiner Ketten verdoppelte, nahm der Philosoph seine Lampe, stand auf und folgte demselben. Das Gespenst führte ihn bis auf den Hof des Hauses, wo es dann auf einmal verschwand. Athenodorus merkte sich den Ort, um ihn wiederfinden zu können, und zeigte die Sache den folgenden Tag der Obrigkeit an. Man ließ die Erde aufgraben und fand Menschenknochen, um die noch Ketten geschlossen waren. Sie wurden gesammelt, und der Staat ließ sie ehrenvoll zur Erde bestatten. Von der Zeit an war es im Hause ruhig. *)

*) S. Plinius Briefe. Zweiter Th. 27. Brief.

Will man neuere Beispiele haben, so darf man nur die Denkwürdigkeiten des berühmten d' Aubigné, des Großvaters der Frau von Maintenon, nachschlagen; dieses durch seinen Eifer für die reformirte Religion, durch seine raube Freimüthigkeit und unerschütterliche Rechtschaffenheit so bekannten Mannes. Er hatte so eben seine Mutter verloren. „Ich lag,“ erzählt er, „ganz wach in meinem Bette, als ich jemand in meine Kammer kommen hörte, und hinter dem Bette eine ganz weiße Frau gewahr wurde, deren Kleider an meinen Vorhängen rauschten. Sie machte die Vorhänge auf, bückte sich gegen mich, gab mir einen eiskalten Kuß, und verschwand in demselben Augenblick.“ *)

Wollen wir in Zweifel ziehen, was uns Plutarch, Plinius und d' Aubigné versichern? wollen wir, um ihnen nicht glau-

*) S. Mémoires de Théodore Agrippa d' Aubigné, pag. 5.

ben zu dürfen, behaupten, daß diese Männer schwächern Verstandes waren, als wir?

Ich will diese Untersuchung nicht weiter fortsetzen, sondern eine Thatsache erzählen, die ich von der Person welche sie erlebt hat, selbst gehört habe. Sie lebt noch; ganz Florenz ist Zeuge davon. Ich erfuhr diese wunderbare Begebenheit auf folgende Art;

Ich befand mich auf Urlaub in einer kleinen Stadt in Languedoc, woher ich gebürtig bin. Einige meiner Freunde ersuchten mich, die Weihnachtsfeiertage mit ihnen in einem alten Schlosse zuzubringen, das auf Felsen mitten in den Cevennen erbaut ist. Die Besitzerinn des Hauses hatte eine Gesellschaft von jungen Frauenzimmern, Officiereu und muntern Personen aus der Nachbarschaft zusammengethen. Geseilige Vertraulichkeit herrschte in unserm Cirkel. Man fand Vergnügen daran, sich hier zusammen zu treffen; man suchte nicht ausschließend zu glänzen, zu

widersprechen, oder die erste Rolle zu spielen; jeder Einzelne war mit allen, und alle waren wieder mit jedem Einzelnen zufrieden. Des Abends schlossen wir um ein großes Kaminfeuer einen Kreis, erzählten uns Geschichtchen, sangen Romanzen, und der Tag ward eben so fröhlich geendigt als angefangen. Unsere jungen Damen von Languedoc, die wie die meisten Einwohner unsers Landes, eine ziemlich starke Einbildungskraft hatten, fanden vorzüglich viel Vergnügen an Gespenstergeschichten. Jeder wußte eine zu erzählen, und die Jahreszeit, der Ort, ja die Stunde der Erzählung selbst, verstärkten noch den Eindruck, welchen diese fürchterlichen Geschichten auf uns machten. Die Nächte waren lang und dunkel; das Feld mit Schnee bedeckt, und in den alten Schloßmauern antworteten sich die Eulen, die seit langen Zeiten den Thurm bewohnten, worin der Saal gebaut war, mit langsamem eintönigem Geschrei. Man denke sich noch hinzu, daß es gerade die Adventszeit war, wo die Erscheinungen, wie jedermann weiß,

weit häufiger sind, als sonst. Auch ward in der That, sobald es ans Erzählen ging, unser Kreis allmählich enger; man drängte sich zusammen: man that bisweilen als lachte man, aber man war wirklich halbtodt vor Furcht; oft faßte den Erzähler selbst ein plötzlicher Schauer, seine Stimme stockte, er schwieg, blieb unbeweglich sitzen und wagte es nicht, die Augen nach dem Hintergrunde des Saals zu wenden, wo man Kettengeflirr zu hören glaubte; oder nach dem Rauchfang zu sehn, wo etwas herabzusteißen schien.

In unserer Gesellschaft befand sich eine junge Italiänerinn mit Namen *Valeria Orsini*; sie war nach *Montpellier* gekommen, um wegen ihrer Kränklichkeit unsre Aerzte zu Rathe zu ziehn. Dort war die Besitzerinn des Schlosses ihre Freundin geworden, und diese hatte sie während der Abwesenheit ihres Gemahls, des Grafen *Orsini*, den ein unvermuthetes Geschäft nach *Florenz* zurückgerufen hatte, zu sich aufs Land eingela-

den. Die Fremde war ein sehr liebenswürdiges Frauenzimmer. Sie besaß viel Verstand und verband mit demselben eine Sanftheit und einen Gleichmuth, der durch nichts aus der Fassung gebracht wurde. Ihre Unterhaltung war lebhaft, und ihr Urtheil treffend; doch ließ ihr ganzes Aeußeres, so wie ihr Charakter, auf nichts als sanfte Güte schließen. Ihre großen schwarzen Augen schmachteten; ihre Blicke flößten Zärtlichkeit ein; und die beständige Blässe, die auf ihrem Gesichte ruhte, schien ihre Schönheit und ihr süßes, gefälliges Wesen nur noch anziehender zu machen. Selbst ihre Lippen waren nicht von jener Blässe frei. Wenn Valeria sprach, so glaubte man eine alabasterne Bildsäule sich beleben zu sehn: sprach sie nicht, so zog sie doch eben so sehr alle Blicke auf sich, und man hielt die Geschichte vom Pygmalion nicht mehr für unmöglich.

Von allen unsern Frauenzimmern zeigte Valeria den größten Muth bei unsern
schau

schauderhaften Erzählungen. Sie ließ sich selbige gar nicht rühren, sondern hörte mit Lächeln zu; und ob sie gleich weit entfernt war, die Wahrheit derselben zu bezweifeln, so schien sie sie doch für gar nichts Besonderes zu halten. Die Geschichte des Rathsherrn zu Toulouse, dem eines Abends ein Ermordeter, welcher schon ein halbes Jahr lang im Grabe gelegen hatte, erschienen war, um seine Mörder anzugeben; die des unglücklichen Ehemanns zu Lyon, der seine Frau in einem Anfall von Eifersucht umgebracht hatte, und sie nun jede Nacht um elf Uhr mit grünen Pantoffeln ankamen und ihren Platz neben ihm in seinem Bette nehmen sah; und eine Menge anderer Anekdoten von der Art, die bei aller ihrer Echtheit doch ein wenig übernatürlich sind, schienen der heldenmüthigen Valeria nur ganz gewöhnliche Begebenheiten zu seyn. Wir Andern waren darüber ein wenig betroffen und gaben ihr einsmahls unsere Verwunderung zu erkennen, daß wir sie noch nie verwundert gesehen hätten. Sie antwortete: „Ich halte es

für sehr natürlich, meine Lieben, daß die kleinste Gespenstergeschichte Sie in Erstaunen setzt; denn die Hälfte von Ihnen hat vielleicht nie eins gesehen.“ — — „Sie haben also eins gesehen, Madame?“ unterbrach ich sie sogleich. Ein mitleidiges Lächeln war ihre Antwort. „Nicht bloß eins gesehn,“ setzte sie hinzu: „ich bin selbst eins gewesen, ich bin es noch, und ein abgeschiedner Geist spricht jetzt mit Ihnen.“

Kaum hatte sie dieß gesagt, so flog die ganze Gesellschaft mit lautem Geschrei von ihr zurück; alles floh zum Saal hinaus, und noch drängten wir uns an der Thür, als Valeria mit ihrer sanften und unwiderstehlich anziehenden Stimme uns wieder zu sich zurück auf unsere Stühle zog. Indessen waren wir doch so sehr erschrocken, daß wir vor Furcht einander die Hände gaben und sie nicht ohne Entsetzen ansehen konnten. Jeden Augenblick glaubten wir auf ihrem Gesichte eine neue Spur, einen bisher unbemerkten Zug, der

viel von jener Welt an sich trüge, zu entdecken. Valeria fuhr so fort: „ich kann nichts dafür, meine Lieben, daß ich vor zehn Jahren gestorben bin. Das kann jedem Menschen begegnen; aber was man seltener findet, ist, daß ich mich seit jener Zeit unendlich glücklicher gefühlt, daß ich eine Seligkeit genossen habe, die mir bis dahin ganz unbekannt war, und welche, dem Himmel sei Dank! noch fort-dauert. In der That aber habe ich den Genuß dieser Glückseligkeit nach meinem Tode, durch die Leiden, die ich in meinem Leben erdulden mußte, theuer genug bezahlt. Ich muß Ihnen nothwendig alles was mir bis zu jenem glücklichen Zeitpunkt begegnet ist, erzählen; Sie werden dann selbst sehen, daß mein Tod allein mir ein ruhiges Leben in der Welt zusichern konnte.

Ich bin aus einem der ersten und reichsten Häuser in Florenz gebürtig. Ich war das einzige Kind meiner Aeltern und ward in ihrem Hause erzogen. Meine gute, zärtliche Mutter

ter hielt mich hier oft durch ihre Sorgfalt für mich, durch ihre Zuneigung und ihre Liebkosungen für den Kummer schadlos, den mir nicht selten die Strenge meines Vaters machte. Dieser in vieler Rücksicht ehrwürdige Greis war stolz auf seine hohe Geburt, so wie auf die Ehre, die er sich im Dienst des Kaisers erworben hatte, und beklagte sich täglich darüber, daß ihm ein Sohn, ein Erbe seines Namens fehlte. Dieß hatte seinen Charakter verbittert. Meine arme Mutter ertrug seine Launen mit einer Sanftmuth, mit einer Standhaftigkeit, die bisweilen meinen Vater entwaffnete, allein der Stolz bemächtigte sich seiner bald aufs neue, und er hielt sich für kinderlos, weil er keinen Sohn hatte.

Der Pallast, welchen wir in Florenz bewohnten, stieß an ein Haus, das einem alten Edelmann zugehörte, der nicht viel Vermögen besaß, aber allgemein geschätzt wurde: ich meine den Marchese Orsini. Er war seit langer Zeit Wittwer, und widmete sein ganzes Leben

der Erziehung seines einzigen Sohns Ottavio, der ungefähr von gleichem Alter mit mir war. Mein Vater und der alte Orsini hatten ehemahls zusammen gedient; sie liebten sich beide und besuchten einander oft. Der junge Ottavio war es von Kindheit an gewohnt, freien Zutritt in unser Haus zu haben, und meine Mutter besonders überhäufte ihn mit Freundschaftsbezeugungen.

Ich war noch nicht zehn Jahr alt, als Ottavio schon der Freund meines Herzens war. Er war so sanft, so schön, so liebenswürdig, daß ich ihn weit lieber hatte, als eine Schwester nur immer ihren Bruder liebt. Ich vertraute ihm meine Freuden und meinen Kummer; ich wußte wieder um alle seine Geheimnisse, und wir verbargen sorgfältig unsre gegenseitige Zuneigung, als hätten wir die Leiden vorausgesehen, welche sie uns einst verursachen sollte. In Gegenwart meiner Aeltern schienen wir gleichgültig gegen einander; einzig und allein unsere Spiele schienen uns zu

beschäftigen; wir zankten uns auch wohl bisweilen: aber kaum waren wir in dem Garten, oder in dem kleinen Gehölze, das ihn begrenzte, so hatten Zank und Spiel ein Ende. Ottavio sprach von nichts als von seiner Liebe für mich, er drückte mir die Hände und küßte sie; oft war er so kühn, mich zu umarmen, und schwur mir dann, daß nie eine andre als Valeria einst seine Frau werden solle. Ich gab ihm denselben Schwur zurück und duldete, ohne zu erröthen, seine unschuldigen Liebkosungen.

Bis zu meinem vierzehnten Jahr störte kein Vorwurf, keine Furcht unser Glück. Ottavio ging in sein sechzehntes Jahr. Ich fühlte, daß ich ihn jetzt weit heißer als jemahls liebte, aber eine geheime Stimme sagte mir, daß ich nicht mehr allein mit dem Jüngling in dem Gehölz spazieren gehn dürfe. Von der Zeit an vermied ich jene Spaziergänge, und verbannte von unsern Spielen die süße Ungezwungenheit, die der vorzüglichste Reiz derselben gewesen war. Ottavio beklagte

sich bald darüber; ich wollte ihm meine Bewegungsgründe mittheilen, und in der Absicht ließ ich es mir zum letzten Mahl gefallen, ihm in das einsame Gehölz zu folgen. Aber, ich weiß nicht, schloßte mein Vater Verdacht, oder führte ihn der Zufall dahin, genug er traf uns bald darauf in einer dunkeln entlegenen Laube, wo ich auf einer kleinen Rasenbank saß. Die Bank war nur für mich allein breit genug. Ottavio, der keinen andern Platz fand, hatte sich zu meinen Füßen gesetzt, hielt meine beiden Hände mit den seinigen und war im lebhaften Gespräch mit mir begriffen. Da er aus Furcht, behorcht zu werden, nur leise sprach, so waren unsre Gesichter einander ganz nahe. In dieser Stellung fand uns mein Vater. Sein Zorn war so groß als unser Schreck. Er befahl mir mit fürchterlicher Stimme zu meiner Mutter zu gehn. Ich gehorchte auf der Stelle. Noch von weitem hörte ich ihn Ottavio heftig schelten und ihm sein Haus gänzlich verbieten; ich sah wie

der arme Unglückliche weinend unsern Palast verließ.

Unser beider Leiden waren gleich groß; ich liebte ihn eben so zärtlich, als er mich liebte. Diese Liebe, die gleichsam mit meinem Leben entstanden war, konnte nur mit demselben wieder aufhören. Die harten Vorwürfe, welche mir mein Vater machte; die Drohungen, mit denen er mich schreckte; sein überaus heftiger Nachzorn, vermehrten nur meine Leidenschaft. Ich war entrüstet über die Grausamkeit, womit man mir begegnete. Die Hindernisse reizten mich nur mehr, und während ich mit niedergeschlagenen Augen, finster und schweigend meinen wüthenden Vater anhörte, der mir den Tod schwur, wenn ich Ottavio wiedersehen würde, that ich leise das feierliche Gelübde, keines andern, als die seinige zu werden. Den Tag nach dieser traurigen Begebenheit saß ich mit meiner Mutter, die, ohne mich entschuldigen zu wollen, den Zorn meines Vaters zu besänftigen suchte, am Fenster, und wir sahen

Ottavio's Vater, den alten Marchese Orsini, in unser Haus kommen. Sein Ausstand war edel und ernst; sein weißes Haar und sein ehrwürdiges Ansehn floßten Zutrauen und Achtung ein. Als mein Vater ihn sah, befahl er mir, das Zimmer zu verlassen. Ich gehorchte, aber meine Seele war so voll von dem Antheil, den ich an ihrem Gespräch zu nehmen hoffen konnte, daß ich an der Thür stehen blieb. Hier war es wo ich diese mir ewig unvergeßlichen Worte hörte:

„Mein Herr,“ sagte Ottavio's Vater, „ich komme jetzt in einer doppelten Absicht zu Ihnen, — Verzeihung von Ihnen zu erhalten, und Sie zugleich um eine Gunst zu bitten. Mein Sohn hat mir alles gestanden. Ich habe ihn über seine Berwegenheit gescholten, aber — entschuldigen Sie mein Vaterherz, — ich habe Mitleiden mit seiner Leidenschaft. Mein Sohn bethet Ihre Tochter an; er darf glauben, daß er wieder geliebt wird. Wollen Sie sich ihren Wünschen entgegen setzen, so werden Sie

zwei Menschen unglücklich machen, und Sie selbst werden es bald nicht minder seyn; denn in unsern Jahren, mein guter alter Freund, entschädigt uns die Natur für alles das, was wir entbehren müssen, bloß durch die Freuden unsrer Kinder. Sie kennen Ottavio's Namen, er ist unbescholten und kann sich ohne Scheu mit dem Ihrigen verbinden; für seine Tugend bin ich Bürge. Bloß Ihre Reichthümer machen diese Heirath ungleich; aber behalten Sie Ihr Geld. Sie können noch hoffen, einmahl einen Erben zu bekommen. Ich erflehe Ihnen denselben vom Himmel; meine Freude darüber würde so groß seyn, als die Ihrige. Geben Sie Ihrer Valeria nicht mehr mit, als mein Sohn von mir erhalten wird: dieß Vermögen wird für beide zu einem glücklichen Leben hinreichend seyn. Bleiben Sie unumschränkter Herr des übrigen; heben Sie es für Ihren Sohn auf, wenn Sie noch einen bekommen, oder geben Sie es dem meinigen nur dann, wenn er sich Ihrer Achtung und Ihrer Liebe werth gemacht haben wird.“ —

„„Es wundert mich,““ gab mein Vater in einem kalten Ton zur Antwort, „„wie ein so vernünftiger Mann, als Sie sind, einen solchen Plan hat machen können. Selbst, wenn Ihr Sohn durch seine vermeinten Tugenden schon zu den höchsten Ehrenstellen gelangt wäre, würden Sie es ohne Zweifel als eine außerordentliche Gunstbezeigung ansehen müssen, wenn er die Hand meiner Tochter erhielte; und jetzt, da er nichts für sich hat, als geschäftlose Jugend, dunkle Hoffnungen, und den Vorzug, mich beleidigt zu haben; jetzt können Sie glauben, daß ich in diese Heirath willigen werde?““ —

„„Ich glaube,““ unterbrach ihn der Greis, „„daß Sie Gefühl und Herzensgüte besitzen; daß Sie ihre Tochter lieben, und daß der Hochmuth nicht die heiligste, die süßeste Pflicht in dem Vaterherzen unterdrücken kann. Ich glaube ferner, daß der Sohn Ihres Freundes Sie nicht beleidigt, wenn er Valeria liebt, und wenn Sie, um sich für beleidigt zu halten,

vergessen wollten, daß er Ihren Freund zum Vater hat, so will ich Sie daran erinnern, daß sein Vater wenigstens Ihres Gleichen ist."

Bei diesem Ausdruck ergriff meine erschrockene Mutter sogleich das Wort. Sie sprach mit so lauter Stimme, daß der alte Orsini die Antwort meines Vaters nicht verstehen konnte. Er verließ gleich darauf unser Haus, und von dem Augenblick an trat der heftigste Haß an die Stelle einer dreißigjährigen Freundschaft.

Denken Sie sich meinen Schmerz! Alle Hoffnung Ottavio wiederzusehen war nun dahin; dahin jede Möglichkeit, ihm Nachrichten von mir zu geben, oder von seinem Schicksale etwas zu erfahren. Mein Vater ließ mich nicht aus dem Hause; nicht einmahl in die Messe durfte ich gehen. Er sprach gar nicht mehr mit mir, ich sah ihn bloß bei Tische, und nie würdigte er mich nur eines Blickes. Ich war in seinem Hause wie eine Fremde, die man es

fühlen lassen will, daß sie allenfalls entbehrlich ist. Meine Gesundheit litt bald darunter, und ohne die zärtliche Sorgfalt und die gütige Theilnahme meiner Mutter, hätten mich meine Leiden schon damahls ins Grab gebracht. Sie verließ mich nicht einen Augenblick, sie richtete meinen gesunkenen Muth wieder auf, und ließ mich die Möglichkeit hoffen, daß mein Vater noch einmahl besänftigt werden könnte. Sie durfte nicht von Ottavio sprechen; aber in allen Gesprächen mit mir nahm sie einigen Bezug auf ihn; alle Tröstungen, die sie mir einflößte, stellten mir das Bild meines Geliebten vor Augen, und sie unterhielt mich unaufhörlich von ihm, ohne jemahls seinen Namen zu nennen.

Die Zeit verfloß, ohne daß ich Linderung meiner Qualen fühlte. Eines Abends nach Tische nützte ich die Abwesenheit meines Vaters um einen Spaziergang nach der Laube zu machen, worin mein Unglück begann, und dort ungestört meinem Kummer nachzuhängen.

Ich wollte mich auf den nämlichen Rasen setzen, wo damahls Ottavio vor mir saß; meine Thränen benetzten das Gras; ich rief mir seine Worte ins Gedächtniß zurück, ich erneuerte unsre ehemahligen Schwüre: auf einmal stürzt jemand auf mich zu und wirft sich mir zu Füßen. Ich erschrock und wollte entfliehen, aber Ottavio's Stimme hielt mich zurück:

„Hören Sie mich an,“ sagte er, „ich habe nur einen Augenblick Zeit, und dieß ist der letzte, den ich Sie noch sprechen kann. Ich reise diese Nacht aus Florenz; mein Vater hat in der Armee des Kaisers eine Cavalleriecompagnie für mich erhalten. Der Krieg mit Preußen ist erklärt. Ich gehe zur Armee um zu sterben, oder Valeria würdig zu werden. Ich hoffe es, ich weiß es gewiß, ich werde mich in dem ersten Feldzuge so hervorthun, daß der Kaiser verlangen soll mich kennen zu lernen; und wenn ich dann vor ihm erscheine, will ich ihm unsre Liebe entdecken.

Joseph ist jung, er hat sicher ein gefühlvolles Herz; er wird Mitleiden mit meinem Unglück haben, er wird so gnädig seyn, sich bei seinem Bruder, dem Großherzog, für mich zu verwenden. Ihr Vater wird den Bitten des Großherzogs nicht widerstehen können, und Ihre Hand wird mich für meine Standhaftigkeit und meine Thaten belohnen. Ich bitte nur um Ein Jahr, Valeria: versprechen Sie mir, schwören Sie mir, daß Sie nur Ein Jahr lang sich dem Verlangen Ihres Vaters widersetzen wollen; nach Verlauf dieser Zeit bin ich entweder todt, oder würdig Ihr Gemahl zu seyn.“

Ich hörte ihn an und konnte kaum athmen; mein Herz schlug hoch vor Liebe, Hoffnung und Furcht. Ich schwur, ihm mein ganzes Leben hindurch treu zu seyn, und lieber tausendmahl den Tod zu dulden, als einem andern meine Hand zu geben. Wir redeten mit einander ab, daß wir uns schreiben wollten. Einer von meinen Bedienten, der von

Ottavio schon gewonnen war, und ihm auch jetzt den Garten geöffnet hatte, sollte die Briefer besorgen. Auf ein kleines Geräusch, das wir hörten, mußten wir uns trennen, ich riß meine Hand von Ottavio los, und kehrte eilig auf mein Zimmer zurück, wo ich die Nacht in Thränen zubrachte.

In den ersten zehn Monathen nach Ottavio's Abreise änderte sich zu Hause nichts in Ansehung meiner. Mein Vater behandelte mich immer mit gleicher Härte, und meine Mutter mit gleicher Zärtlichkeit. Der Bediente, den mein Geliebter auf seine Seite gebracht hatte, stellte mir pünctlich die Briefer desselben zu. Sie gaben mir jedesmahl Nachricht von neuen Fortschritten. Der General Laudon hatte Ottavio sehr lieb gewonnen und ihn zu seinem General-Adjutanten gemacht, mit dem Versprechen, ihm zur Ersteigung der höchsten militärischen Ehrenstufen behülflich zu seyn. Aber der Krieg zog sich in die Länge, und der Gelegenheiten, sich durch Tapferkeit auszuzeichnen

zeichnen gab es nur wenig. Die großen Talente Friedrichs und des Prinzen Heinrichs, seines Bruders, vereitelten die Entwürfe des klugen Generals Laudon. Es fielen keine Schlachten, keine Ueberfälle vor; die beiden Preussischen Helden sahen alles vorher; ihr großer Geist geboth dem Schicksale und legte jeden Vorfall in Fesseln. Dieser Krieg war vielleicht der erste, in welchem persönliche Tapferkeit und der Zufall für nichts galten.

Nach Verlauf von zehn Monathen hörten plötzlich alle Nachrichten von Ottavio auf. Ich zitterte, nicht für seine Treue, sondern für sein Leben: ich schrieb Brief auf Brief und rechnete den Postillons die Stunden nach. Der Bediente, der um unser Geheimniß wußte, ging Tag für Tag nach der Post und kam immer mit der Antwort zurück, daß kein Brief an mich da sei. Ich gerieth in Verzweiflung über ein so langes Stillschweigen, und schickte den Bedienten zum alten Orsini, um sich dort auf eine gute Art zu erkundigen, ob man

keine Nachrichten von Ottavio habe. Seine Antwort machte zwar meiner Angst um sein Leben, aber nicht meinem Kummer ein Ende. Ottavio, hieß es, habe erst gestern noch geschrieben, daß er sich wohl befinde, daß er Oberst geworden sei, und daß er den Winter hindurch in Wien bei dem General Laudon zubringen würde.

Ich war so ungerecht, meinen Geliebten für treulos zu halten; ich konnte es glauben, daß er mich vergessen habe. Von der Zeit an hörte ich auf, ihm zu schreiben, aber meine Bemühungen, ihn aus meinem Herzen zu verdrängen, waren vergeblich. Ach! mein Zustand ward nur noch beklagenswürdiger: sein Bild verfolgte mich beständig; ich sah ihn immer, wie er in jener Abschiedsnacht vor mir stand. Umsonst versprach ich es mir, umsonst machte ich es mir zum Gesetz, diese süße Erinnerung zu entfernen; sie kehrte immer wieder, und unaufhörlich beschäftigte sich meine Seele mit dem Vorsatz, Ottavio zu vergessen.

Gerade um diese Zeit kam ein Verwandter meines Vaters aus Deutschland an, der in unserm Hause abstieg. Es war ein langer, hagerer, schwarzbrauner Mann zwischen 45 und 50 Jahren; sein Aeußeres war verfehlt und widrig, sein Charakter kalt und finster. Er sprach von nichts als von seinem Adel, und hatte sein ganzes Leben sammt dem kleinen Maße von Einsicht, das ihm der Himmel zugetheilt hatte, darauf verwandt, alle Geschlechtsregister Europens recht oft zu lesen, zu studieren und auswendig zu lernen. Er wußte ganz genau das Jahr, den Monath und den Tag von allen Heirathsverträgen und stiftmäßigen Ahnenproben, die Deutschland seit der Zerstörung des Römischen Reichs aufzuweisen hatte; er kannte alle Nebenlinien der kurfürstlichen Familien und die Häuser aller Palatins von Pohlen und Ungarn, und seit einigen Jahren beschäftigte er sich, um die Menge seiner müßigen Stunden auszufüllen, damit, daß er die Titel der Ottomannischen Pforte ordnete. Zu diesem Behuf suchte er

alle Sprößlinge auf, die sie bis zur vier und sechzigsten Generation hervorgebracht hatte; eine Arbeit, die, wie er sagte, ihm viel Mühe koste, weil eine so ungeheure Menge von Sultaninnen in dieß erlauchte Haus sich eingeschlichen habe, das in Absicht der Mesalliancen viel zu wenig Delicatesse besitze. Dieser Herr Better — er nannte sich Graf Herald — bestürmte meinen Vater gleich den ersten Abend nach seiner Ankunft über Tische mit Fragen nach den guten Familien Toskana's, und erkundigte sich dann mit einem gleichgültigen Wesen, wo in Florenz ein gewisser Marchese Orsini wohne. Mein Vater antwortete in einem mürrischen Tone, daß er es nicht wisse. „Und doch muß ich es wissen,“ erwiederte Herald sogleich; „denn da ich vor drei Wochen durch Wien reiste, war ich auf dem Diner, welches der General Laudon am Vermählungstage seiner Nichte mit dem Sohn dieses Marchese Orsini gab. Als dieser lebenswürdige junge Mann hörte, daß ich nach Florenz

ginge, gab er mir einen Brief an seinen Vater mit und nöthigte mir das Versprechen ab, selbst zu ihm zu gehen, und ihm eine umständliche Beschreibung von den Festlichkeiten bei der Hochzeit und dem Glück zu geben, dessen das junge Ehepaar genießt.““ Man stelle sich den Schmerz vor, den ich bei diesen Worten empfand! Ich war mehr todt als lebendig. Mein Vater runzelte die Stirn und schwieg; meine Mutter zitterte und sah mich an, und der grausame Herald i erzählte noch weiter: daß das junge Frauenzimmer sterblich in Orsini verliebt sei; daß der Kaiser selbst Antheil an dieser Heirath genommen habe, und ein Regiment die Mitgift der Richterin des Generals gewesen sei. Alles stimmte mit dem, was man mir schon gesagt hatte, überein; ich zweifelte nicht mehr an Ottavio's Treulosigkeit. Mein Unglück war nun gewiß, und so sehr ich mich auch anstrengte, meine Verwirrung zu verbergen, so verließen mich doch meine Kräfte und ich sank ohnmächtig in die Arme meiner Mutter. Man trug

mich hinweg. Als ich meine Besinnung wiederbekam, befand ich mich im Bette, von meinen weiblichen Bedienten umgeben. Neben mir saß meine gute Mutter, die mich schluchzend umarmte.

Der fürchterliche Zustand, worin ich war, brachte mir bald ein hitziges Fieber zuzwege. Die Krankheit war langwierig und schmerzhaft: mein Leben schwebte in Gefahr. Meine Mutter wich nicht von meinem Bette. Mein Vater selbst bezeugte die sechs Wochen meiner Krankheit hindurch die zärtlichste Sorgfalt für mich; er wachte bei mir; er nannte mich seine Tochter und schien mir sein Herz wiedergeschenkt zu haben. Niemahls hatte seine Strenge das meinige ganz von ihm entfernen können. Ich war über seine wiederkehrende Liebe äußerst gerührt, und einst in einem Augenblicke, da er mich bei der Hand faßte, mich mit Augen voll Thränen ansah und mit dem Ausdruck der zärtlichsten Theilnehmung mich fragte, wie seine liebe Valeria sich befinde,

war ich nicht mehr Meisterinn meines Entzückens. Ich schlang meine Arme um seinen Hals, drückte mein Gesicht an das seinige, benehzte es mit meinen Thränen und sagte: „Ja, mein Vater, ja, ich bin Ihre Valeria, Ihre folgsame Tochter, und von nun an wird der Gehorsam gegen Ihre Befehle die einzige Empfindung, das einzige Vergnügen meines Herzens seyn.“

Diese Worte entschieden mein Schicksal. Ich merkte seit einiger Zeit, daß mein Vater mich meinem Better Herald i bestimmte. Er führte den Namen unsrer Familie und dieß gab der Wahl meines Vaters den Ausschlag. Sein Haus wieder aufleben zu sehn, sein ganzes Vermögen dem Abkömmling seiner Vorfahren hinterlassen zu können, das war in seinen Augen ein sehr großes Glück. Er sprach mit mir von seinem Plane, ohne mir etwas vorzuschreiben, ohne meine Einwilligung zu fordern; aber er sagte, daß er vor Kummer sterben würde, wenn ich nicht Mitleiden mit seiner

Schwachheit hätte. *Ottavio* war vermählt, war treulos; er hatte mich schrecklich beleidigt; es däuchte mir eine süße Rache, wenn ich einen andern als ihn lieben könnte; ich willigte ein, ich gab mein Jawort. Wie hätte ichs auch nicht geben sollen? wie meinem Vater ungesam seyn können? Er befahl ja nicht, er bath nur.

Die Zubereitungen zu meiner Hochzeit wurden mit einer Schnelligkeit betrieben, die mich erschreckte. Indessen durfte ich mich doch nicht darüber beklagen. Meine Mutter schwieg; sie seufzte und verbarg ihre Thränen. Mein Vater verdoppelte seine Zärtlichkeit gegen mich; *Heraldi* überhäufte mich mit Geschenken und verschonte mich mit Liebeserklärungen, die ich noch nicht würde haben anhören können. Die Dispensation von Rom kam an, und der Contract ward unterzeichnet. Man schmückte mich; man bedeckte mich mit Diamanten und ich ward zum Altar geführt.

Ich sprach den fürchterlichen Schwur aus, ohne eben eine große Erschütterung zu empfinden. Mein Schicksal war mir beinahe gleichgültig; ich kümmerte mich nur wenig um eine Zukunft, die doch nicht glücklich ausfallen konnte, und es war mir ziemlich einerlei, ob sie für mich mehr oder minder qualvoll wäre. Nach der Messe verließ ich in Begleitung meiner Familie das Chor und hielt Herald's Hand, der vor Freude außer sich war, in der meinigen. Als ich aus der Kirchthür treten und mich dem Weihwasser nähern will, schlaße ich die Augen auf und sehe einen jungen Mann mit bleichen, zerstörtem Gesicht gegen den Weihkessel gelehnt. Seine Kleider, seine Haare sind in Unordnung; seine Augen matt, sein Blick wild; er heftet ihn fest auf mich, nähert sich mir und sagt mit leiser, stockender Stimme: „Valeria, ich wollte Sie das Maß Ihrer Verbrechen voll machen sehn; ich habe ihn ausgehalten den Anblick, ich bin ruhig; denn mein Tod ist gewiß.“

Mit diesen Worten eilt er davon. Ich war ohne Besinnung zu Boden gesunken. Was mit mir nun vorging, und ob mein Vater Otta vio erkannte, das weiß ich nicht; von diesem Augenblick an ist jede Erinnerung in meiner Seele erloschen. Ich war kaum von einer langwierigen Krankheit aufgestanden und bekam jetzt einen Rückfall, der mich weit heftiger angriff und weit gefährlicher ward, als mein erstes Fieber. Ich rasste unaufhörlich. Die Krankheit nahm erstaunlich schnell zu, und alles was ich aus der Erzählung meiner Mutter weiß, ist, daß ich nach einem Anfall von Raserei, welcher zwei Tage und drei Nächte anhielt und mit schrecklichen Rückfällen abwechselte, auf einmahl die äußerste Ermattung fühlte und in ihren Armen verschied.

Meine Mutter glaubte mir zu folgen. Mein Vater war in Verzweiflung. Heraldi weinte über den Verlust meines Vermögens. Es war keine Rettung; ich ward begraben. Man trug meine Leiche mit großem Ge-

pränge in unsern Familien; Begräbniß unter einer Kapelle der Cathedral: Kirche. Hier ward mein Sarg auf lange eiserne Stangen gesetzt; man fügte den Stein des Gewölbes wieder ein, und ich blieb in diesem Aufenthalte des Todes.

Was nachher vorging, würde Ihnen Ottavio besser als ich erzählen können. Mir hat er es oft gesagt: er hat es mir oft wiederholt, wie es sein Vorsatz gewesen sei, sich nach der Scene beim Weihkessel in einer wüsten Gegend der Apenninen zu verbergen und dort sein trauriges Leben zu enden; allein der Zustand, worin er mich gesehn hatte, und die Nachricht von meiner Krankheit, die sich bald verbreitete, hielten ihn in Florenz zurück. Sie können sich leicht den Schmerz vorstellen, der sich seiner bemächtigte, als man ihm meinen Tod hinterbrachte. Die Verzweiflung machte ihn fast wahnsinnig; er sah sich als meinen Mörder an, und faßte den rasenden Entschluß, in mein Grab zu steigen, und sich auf meinem

Sarge das Leben zu nehmen. Gleich den Abend nach meinem Begräbniſſe geht er zum Küſter der Kathedral : Kirche und bringt ihn durch Geld auf ſeine Seite. Sie begeben ſich darauf um Mitternacht mit einer Blendlaterne in die Kirche, ſchließen ſich dort ein, heben den Stein von dem Gewölbe ab und ſteigen zuſammen die Stufen hinunter. Sobald Ottavio meinen Sarg gewahr wird, ſpringt er ſchluchzend darauf zu, reiſt den Deckel ab, wirft den Schleier der mich verhüllt, zurück, ſchließt ſeinen Mund auf meine bleichen Lippen und glaubt, daß er hier, ohne ſeinen Degen zu gebrauchen, im Uebermaße des Schmerzes ſein Leben endigen würde.

O Wunder der Liebe! unbegreiflich allen den Unglücklichen, die dieſe Tochter des Himmels nicht kennen. Der Athem meines Geliebten rief den meinigen zurück; ein Seufzer entſchlüpfte meinem Munde, den ſeine Lippen ſo ſtark, ſo liebevoll drückten. Ottavio fühlt es. Außer ſich, ſchreit er auf, nimmt mich in

seine Arme, reißt mich aus dem Sarge heraus, hebt mich empor, drückt mich an seine Brust und erwärmt mich an seinem Herzen. Das meinige bekam das Leben wieder; ich machte eine kleine Bewegung. Trunken vor Freude macht Ottavio sich auf, steigt mit seiner Bürde die Stufen in die Höhe, eilt zu der Kirchthür, die der Küster ihm aufschließen muß und fliegt, ohne sich einen Augenblick aufzuhalten, mit mir nach dem Hause seines Vaters. Hier legt man mich in ein Bett und läßt mir alle ersinnliche Hülfe angedeihen.

Ich öffnete endlich die Augen wieder, und meine ersten Blicke fielen auf Ottavio und seinen Vater, welchen ein Arzt zur Seite stand, der schon Gewißheit von meiner Wiedergenesung gab. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, was ich damahls empfand; es war mir, als wachte ich aus einem langen Traume auf; ich fühlte nicht, daß ich lebte, aber ich erkannte Ottavio; ich konnte nicht mit ihm sprechen, aber ich weidete mich an seinem Anblick; Ver

danke hatte ich gar nicht, mir war wohl, allein ich war doch nicht gewiß, ob ich lebte. Drei Tage und drei Nächte waren kaum hinreichend mir meine Kräfte wiederzugeben. Nach Verlauf dieser Zeit verschaffte mir der Schlaf, der sich ganz unmerklich einstellte, und die Nahrung welche ich unbewußt zu mir nahm, nach und nach den Gebrauch meiner Sinne wieder. Ich erinnerte mich meiner Mutter; meiner Hochzeit und des Weihfessels, wo ich meinen Geliebten gesehn hatte. Weiter gingen meine Ideen nicht, aber ich verstand, was man mir sagte; ich begriff, daß ich bei Ottavio sei; ich sah wohl, daß er es war, der mir zärtlich die Hände drückte, und meine Liebe, die mich nie verlassen hatte, frischte mir jeden Augenblick eine Erinnerung auf, die in meiner Seele erloschen war.

Bald sah ich mich im Stande Ottavio anzuhören und zu verstehen, und aus seinem eigenen Munde alles zu erfahren, was mir begegnet war. Die Idee von seiner Treulos-

sigkeit, von seiner in Deutschland geschlossenen Heirath stellte sich jetzt meinem Geiste dar, und sobald ich einige zusammenhangende Worte sprechen konnte, erinnerte ich ihn an seine Vermählung mit der Nichte des Generals Laudon. Ottavio glaubte, ich rasete. Der General Laudon hatte gar keine Nichte; Ottavio kam von der Armee; er war nicht Oberst, er war gar nicht durch Wien gekommen, sondern er hatte durch vieles Bitten seinen Abschied erhalten. Unruhig darüber, daß er seit zwei Monathen von mir keine Antwort erhalten, war er Tag und Nacht gereist und am Tage meiner Hochzeit mit einem Briefe des Generals Laudon, der ihn dem Großherzog empfahl, in Florenz angekommen. Er stieg eben vom Pferde als ich in die Kirche ging: er war mir zum Altar gefolgt, und hatte mir in seiner Verwirrung und Wuth wenigstens meine Treulosigkeit vorwerfen wollen.

Jetzt erfuhr ich, daß Heraldî, vielleicht im Einverständniß mit meinem Vater, der An-

stifter des schrecklichen Verraths war; daß er den Bedienten, welchem ich mich anvertraute, gewonnen und durch ihn die Briefe meines Geliebten hatte auffangen lassen. Diese Entdeckung flößte mir eine unüberwindliche Abneigung, Verachtung und Abscheu gegen den betrügerischen Herald ein: kein Verbrechen gleich in meinen Augen den gräßlichen Mitteln, die er dabei angewandt hatte. Und mit diesem Ungeheuer war ich vermählt! verdammt, seine Gattinn zu seyn, ihm mein ganzes Leben zu weihen! Unausprechlich unglücklich bei dieser Vorstellung verfiel ich aufs neue in Schwermuth; ich sehnte mich nach meinem Grabe und wünschte, wieder in dasselbe hinunterzusteigen.

„Beruhigen Sie sich, liebste Tochter,“ sagte der alte Orsini; „ich komme eben vom Großherzog, ich habe ihm selbst den Brief des braven Laudon überbracht, und ihm alles entdeckt was vorgefallen ist. Der edle Fürst hat mich angehört, er nimmt Sie in seinen Schutz.“

Schutz. Er hat schon nach Rom geschrieben und den heiligen Vater ersucht, Ihre schimpfliche Vermählung für ungültig zu erklären. Es ist gar nicht daran zu zweifeln, daß Sie von dem unwürdigen *Heraldi* wieder getrennt werden; für ihn sind Sie todt, nur für *Ottavio* werden Sie leben, und Religion und Gerechtigkeit werden Sie gegen Ihre Tyrannen zu schützen wissen. Nur um Eine Gefälligkeit bitte ich Sie, lassen Sie sich von keinem Menschen sehen und vor der Zurückkunft des Couriers von Rom niemand unser Geheimniß erfahren. Ihre Ruhe und Ihr Glück hängen von dieser Vorsicht ab.“

Diese Worte gaben mir die Hoffnung wieder. Ich versprach dem guten Alten, den ich immer nur meinen Vater nannte, seinem Rathe zu folgen; ich schwor es ihm zu, sein Haus nicht einen Augenblick zu verlassen. O, wo hätt' ich wohl lieber seyn mögen! *Ottavio* war bei mir, er sprach mit mir unaufhörlich von seiner Liebe und von unsrer Vermäh-

lung. Meine Gesundheit kehrte wieder; ich war glücklich, ich sollte noch glücklicher werden: so viel brauchte es nicht, mich ganz wieder herzustellen. Ich fühlte bald gar kein Uebel mehr; ich war wieder so froh, so ruhig als ich es in den schönen Tagen meiner Kindheit gewesen war, und von allen meinen Leiden behielt ich weiter nicht die geringste Spur als diese Blässe, die schreckliche Folge des Grades, welche ich durch nichts habe vertreiben können.

Sie näherten wir uns dem Zeitpunkte, da der Courier zurückkommen sollte. Auf einmal aber schien eine außerordentliche Begebenheit alle unsere Pläne über den Haufen zu werfen.

Es war gerade die Charwoche. Meine fromme Mutter hatte mich in den heiligen Grundsätzen der Religion erzogen, die ich mir — Dank sei es dem Himmel! — stets bewahrt habe. Ich seufzte im Stillen darüber, daß ich in diesen festlichen Tagen, wo

unsre Buße die Gerechtigkeit eines gnädigen Gottes besänftigt, die Kirche nicht besuchen konnte. Meinem Ottavio zu sagen, welches Bedürfniß mein Herz empfände, dem Gott, der mich gerettet hatte, in seinem Tempel zu danken, wagte ich nicht; aber ich beschloß, aller Gefahren ungeachtet, eine so heilige Pflicht zu erfüllen. Ich nützte den einzigen Augenblick, da ich mich zufälliger Weise allein befand; ich hüllte mich in einen großen schwarzen Schleier, unter welchem man mein Gesicht nicht erkennen konnte, verließ am grünen Donnerstag Abends um neun Uhr das Haus, und nahm meinen Weg nach der Cathedral-Kirche, um dort den Erlöser in seinem Grabe anzubethen. Die Kirche war gepfropft voll von Menschen, welche in einem tiefen Schweigen mit gefalteten Händen und niedergeschlagenen Augen vor dem Altar, wo man die Hostie niedergelegt hatte, ihr Gebeth verrichteten. Bloß dieser Altar war durch eine erstaunliche Menge von Fackeln erleuchtet: der übrige Theil des Gebäudes war finster. Ich

hielt mich hinter einem Pfeiler verborgen, richtete mein Gebeth an den Heiland der Welt, und bath ihn, eine Seele in seinen Schutz zu nehmen, die auf nichts anderes ihre Hoffnung setzen könne, als auf seine Macht und Barmherzigkeit.

Als ich aufstand, um die Kirche zu verlassen, fühlte ich ein heftiges Verlangen, die Kapelle, wo man mich begraben hatte, wiederzusehn. Sie war nicht weit. Ich machte mich auf den Weg zu ihr hin. Welch ein Anblick both sich meinen Augen dar! Ich sah bei dem Dämmerlichte, das bis in die Kapelle drang, meine Aeltern auf meinem Grabe knien und meinen Gemahl Herald im vollständigsten Traueranzug neben meinem Vater stehen, der in tiefem Nachdenken versenkt zu seyn schien. Meine Mutter war dem Gitter näher, das die Kapelle umschloß, und bethete unter stetem Thränenvergießen. Kaum konnte ich mich enthalten laut aufzuschreien. Ich nähete mich ihr unwillkür-

Ich immer mehr, und stand erst dicht an dem Gitter still. Meine Mutter hörte mich nicht kommen, sie war zu sehr mit ihrem Gebethe beschäftigt. Ich richtete lange meine nassen Augen auf sie; da sah ich sie auf einmal sich überbiegen, nahe bei mir mit der Hand in das Gitter fassen, um sich fest zu halten; sich bis zur Erde neigen, indem sie den Namen Valeria aussprach; und ihre Lippen sanft auf den Marmor drücken, der mein Grab bedeckte. Nun konnte ich den Strom meiner Empfindungen nicht mehr hemmen, ich heftete meine Lippen auf die Hand meiner Mutter und fing laut an zu weinen. Zugleich gerieth der Schleier, der mein Gesicht verhüllte, in Unordnung ohne daß ich es bemerkte. — Meine Mutter wird bestürzt, steht auf, sieht sich um und erkennt Ihre Tochter. Sie schreiet laut auf, nennt mich bei Namen und streckt ihre Arme durch die eisernen Stäbe nach mir aus. Mein Vater und sein Schwiegersohn erschrecken und erkennen mich auch. Heraldi schreitet vor und öffnet das Gitter; ich will

entfliehn, das Gedränge hält mich auf. Herald i nähert sich, er streckt schon seine Hand aus, um mich beim Kleide fest zu halten. Ich war verloren, hätte mir nicht die Liebe ein Rettungsmittel eingegeben. „Halt ein!“ „rief ich ihn mit einer Stimme zu, die ich mit aller Anstrengung fürchterlich zu machen suchte: „vergreif dich nicht noch nach dem Tode an der, die du in ihrem Leben betrogst. Du allein hast meinen Tod verursacht. Laß mich, Verruchter! weine über dein Verbrechen und besänftige den Zorn des Himmels!“

Nach diesen Worten, die ich Herald i, auf dem Fleck wo er stand angedonnert, zuschrie, hüllte ich das Gesicht in meinen Schleier und ging langsam der Kirchthür zu. Das Gedränge öffnete sich vor mir, ich verließ die Kirche, eilte schnell davon, und kam in Ottavio's Haus wieder an, ohne daß irgend jemand mir nachzufolgen gewagt hätte.

Den folgenden Tag sprach man in Florenz von nichts anderem als von dem Geiste,

*Zurück Wasser hören sie zu
wenn ich vergreife mich nicht an ihm*

den man in der Cathedral-Kirche gesehn habe. Man zweifelte gar nicht daran; tausend Zeugen hatten mich erkannt. Einige fügten noch hinzu, daß, als ich meinem Gemahl, der mich verfolgte, mit der Hand zurückgestoßen, alle meine fünf Finger eben so viel feurige Zeichen auf seinen Kleidern zurückgelassen hätten. Andere versicherten gehört zu haben, daß Herald i mich umgebracht hätte, und daß ich nun umginge, um Gerechtigkeit zu fordern; alle klagten ihn mit lauter Stimme an, daß er der Mörder seiner Gemahlinn sei. Das Volk murrete über Herald i, man verfolgte ihn mit Schimpfreden; man warf sogar Steine nach ihm; er war seines Lebens nicht mehr sicher.

Glücklicherweise kam der Courier zurück und brachte ein Breve des heiligen Vaters, das meine Ehe für ungültig erklärte und vernichtete, weil sie durch einen Betrug geschlossen sei. Sobald der Großherzog dasselbe in Händen hatte, ließ er den alten Orsini hoh-

len und verabredete mit ihm die Maßregeln, welche zu nehmen seien. Den folgenden Morgen begab ich mich mit Ottavio und seinem Vater nach dem Pallaste. Der Fürst überhäufte uns mit Gnade, unterhielt sich mit uns über unsre liebsten Angelegenheiten, und als man ihm meldete, daß meine Aeltern mit Herald i, seinem Befehle gemäß, erschienen wären, ließ er uns in ein Nebenzimmer treten, wo ich ihn meinen Vater folgendermaßen anreden hörte: „man hat sich seltsamer Mittel bedient, um Ihre Tochter an einen Mann zu verheirathen, den sie nicht lieben konnte. Ihre Neue, mein Herr, hat Ihre Tochter gerächt, und die Thränen, die ich in Ihren Augen sehe, benehmen mir den Muth, Ihnen Vorwürfe zu machen. Der Tod hat dieses verhaßte Band zerrissen, und wenn Ihre Tochter durch ein Wunder wieder aufgelebt wäre, wie es das Volk glaubt, so würde jene Ehe doch nicht weniger ungültig seyn. Hier ist das Breve Sr. Heiligkeit, das sie dafür erklärt; ich werde es öffentlich bekannt ma-

chen. Sie aber, Graf Herald i, haben nun zu wählen! Entweder Sie führen einen so unehrenvollen Prozeß gegen mich, oder Sie unterzeichnen hier eine Schrift, wodurch Sie allen Ihren eingebildeten Rechten entsagen, und reisen auf der Stelle nach Wien ab. Meine Gnadenbeweise sollen Ihnen dorthin folgen, und Sie werden durch Ihre Entfernung die Ruhe in meiner Hauptstadt wiederherstellen, die Ihre Gegenwart unterbrochen hat.““

Herald i zögerte nicht mit seiner Antwort: er entsagte schriftlich seinen Ansprüchen in den Ausdrücken, welche der Großherzog ihm dictirte. Darauf nahm er Abschied von Sr. Hoheit und verließ noch in derselben Stunde Florenz mit dem Versprechen, nie wieder dahin zurück zu kommen. Mit ihm waren wir also bald fertig geworden.

„Das ist noch nicht alles,““ sagte der Großherzog weiter, indem er sich wieder zu

meinem Vater wandte: „Ihre Tochter — lebt noch. . . . Ein heftiger Schrei meiner Mutter unterbrach ihn. — „Sie werden sie wiedersehn,“ fuhr er fort; „aber Ihre Tochter kann nicht glücklich werden, wenn sie nicht die Gemahlinn des jungen Ottavio wird. Er hat sie dem Grabe entrissen, sie wohnt in seinem Hause; die Dankbarkeit, die väterliche Liebe, Valerians Ehre, alles befiehlt Ihnen, Ihre Einwilligung zu dieser Heirath zu geben. Wenn diese so wichtigen Ansprüche nicht etwa durch meine Bitte geschwächt werden, so halte ich um Valeria für Ottavio an; er ist ihrer würdig, er hat sich die Freundschaft eines Laudon zu erwerben gewußt. Geben Sie Ihre Einwilligung zu dieser glücklichen Vermählung; ich verspreche Ihnen ein Regiment für Ihren Schwiegersohn, und für Sie selbst will ich den Theresien-Orden erbitten.“

Mein Vater antwortete durch eine Verbeugung. Er willigte, ohne sich zu besinnen,

in das Verlangen des Fürsten, und meine Mutter, die in Thränen schwamm, verlangte schluchzend ihre geliebte Tochter wiederzusehn. Ich vermochte nicht, länger zu warten; ich öffnete hastig die Thür und stürzte mich in die Arme meiner Mutter, die beinahe vor Entzücken starb. Die Freude meines Vaters war lebhaft, er drückte mich an sein Herz, bath mich wegen seines Fehlers um Verzeihung, und überhäufte den jungen Ottavio so wie den alten Orsini mit Liebkosungen.

Wir fielen alle dem Großherzog zu Füßen. Wir konnten nicht Worte finden, unsre Dankbarkeit auszudrucken. Man säumte nicht, meine Vermählung zu vollziehen. Die Hochzeit war im Pallaste des Fürsten. Seit der Zeit bin ich unaufhörlich beschäftigt, dem Gemahl der mein ganzes Herz besitzt; dem alten Orsini der mich wie seine Tochter liebt, meinem Vater der mir seine zärtliche Zuneigung wiedergeschenkt hat, und meiner würdigen Mutter die mir dieselbe niemahls entzog,

mein ganzes Leben zu weihen. Meine Tage fließen in Frieden dahin, sie sind durch Freundschaft, Dankbarkeit und Liebe verschönert, und ich danke dem Himmel, daß ich auf eine kurze Zeit den Tod geschmeckt habe, weil ich dadurch zu einem ununterbrochnen glücklichen Leben gelangt bin.“



Neue Verlagsbücher.

Considérations sur le Dictionnaire de la langue allemande conçu autrefois par Leibnitz, et maintenant exécuté par une société d'Academiciens, sous les auspices de Mr. le Comte de Hertzberg par Mr. Borelly, gr. in 8. 14 gr.

Enthält Bemerkungen über die Sprachen überhaupt, mit steter Hinsicht auf das Neue Deutsche Wörterbuch, an welchem mehrere Mitglieder der hiesigen Akademie der Wissenschaften arbeiten.

Les Délassements littéraires ou heures de Lecture de Frédéric II. par C. Dantal, 8. 7 gr.

Dasselbe deutsch unter dem Titel: Friedrich der Einzige in seinen Privat- und literarischen Stunden betrachtet von C. Dantal, 8. 7 gr.

In dieser Schrift theilt Hr. Prof. Dantal, welcher seit dem 16. Nov. 1784. bis zum 30. Jul. 1786. Vorleser bei Friedrich II. gewesen, die kritischen Urtheile und Anmerkungen mit, die dieser große König über das Gelesene in seinen literarischen Erholungsstunden gemacht hat.

Journal für Gemeingeist, herausgegeben von G. W. Bartoldy und J. G. Hagemeister, 1 - 68 Stück, oder Jul. bis Decbr. 1792. geheftet. 2 thl.

Koch, E. J. literarisches Magazin für Buchhändler und Schriftsteller, 18 Semestre, gr. 8. 9 gr.

Enthält Vorschläge und Plane zu sehr nützlichen und wünschenswerthen Werken, nebst Anzeigen der vornehmsten Quellen und Hilfsmittel, welche dabei benutzt werden müssen.

Leviatban, oder über Religion in Rücksicht des Judenthums, von S. Ascher, 8. 14 gr.

Ein für jetzige Zeiten, worin so viel über jüdische Religion und Judenthum geschrieben wird, gewiß merkwürdiges Product eines jüdischen Freidenkers.

Musenalmach (Neuer Berlinischer) für das J. 1793, herausgegeben von F. B. A. Schmidt und E. C. Windemann, mit Musik und einem allegorischen Titelfupfer, in 12. roh 12 gr. gebunden 14 bis 16 gr.

Die gute Aufnahme, welche diese kleine Sammlung außerlesener Gedichte beim Publicum findet, ist die beste Lodrednerinn derselben. Die Musik rührt theils von Herrn Hofrath Spasier, theils von Herrn Organisten Seidel her.

Novellen (Neue) des Ritters von St. Florian. Aus dem Französischen übersetzt von Karl Mächler, mit Musik, 8. 20 gr.

Wer Herrn Florian in seinen ältern Dichtungen des Numa, der Estelle und des Alonso de Cordova sonst schon zu bewundern genöthigt gewesen ist, wird gestehen müssen, daß er sich hier selbst übertroffen habe. Der Jugend sowohl als dem reifern Alter wird diese Lektüre das reinste Vergnügen gewähren.

Santa Vecchia (Graf von) Ein Gemählde der Schwärmeren des 1sten Jahrh. in 5 Aufzügen, von Max Rollet, mit einer Titelvignette, 8. 12 gr.

Der Graf von Santa Vecchia, ein zweiter Eagliostro, tritt hier auf, blendet lange Zeit das hohe und niedere Publicum in einer großen freien Reichsstadt, verführt die Tochter eines angesehenen Mannes und wird endlich entlarvt. Eine erbauliche Lektüre für die Freunde Eagliostro's und unsere jungen Schönen.

Seidels, F. L. Gesänge am Claviere, gr. 4. 1 thl. 4 gr.

Herr Organist Seidel, ein beliebter junger Künstler und Schüler des Herrn Kapellmeisters Reichard, tritt hier zum ersten Mal auf. Die Texte zu den Gesängen hat er aus den berühmten Gedichten eines Götter, Hölty, Jacobi, E. von der Lühse, Matthison, E. Rudolphi, von Salis, Schiller, Schubart, des Grafen F. L. zu Stolberg, Tiedge, Wosß, Veit Weber u. a. genommen.

Theokrits Idyllen und Epigramme. Aus dem Griechischen metrisch übersetzt und mit Anmerkungen von E. C. Bindemann, 8. Auf feines Schreibpapier mit Vignetten von Kahl. 1 thl. 16 gr.

Dasselbe, wohlfeile Ausgabe, auf Druckpapier ohne Vignetten. 22 gr.

Weber, A. G. allgemeine Helkologie, oder nosologisch - therapeutische Darstellung der Geschwüre. Zur bequemern Benutzung des mündlichen Vortrags dieser Lehre entworfen. Mit einer Titelvignette von Kahl in Wien, 8. 16 gr.

X VIII. 87

Florian, Jean-Pierre Claris de,

[Neue Novellen]

[Berlin] [1792]

P.o.gall. 840

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10091473-1

VD18 15300765-001